BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS





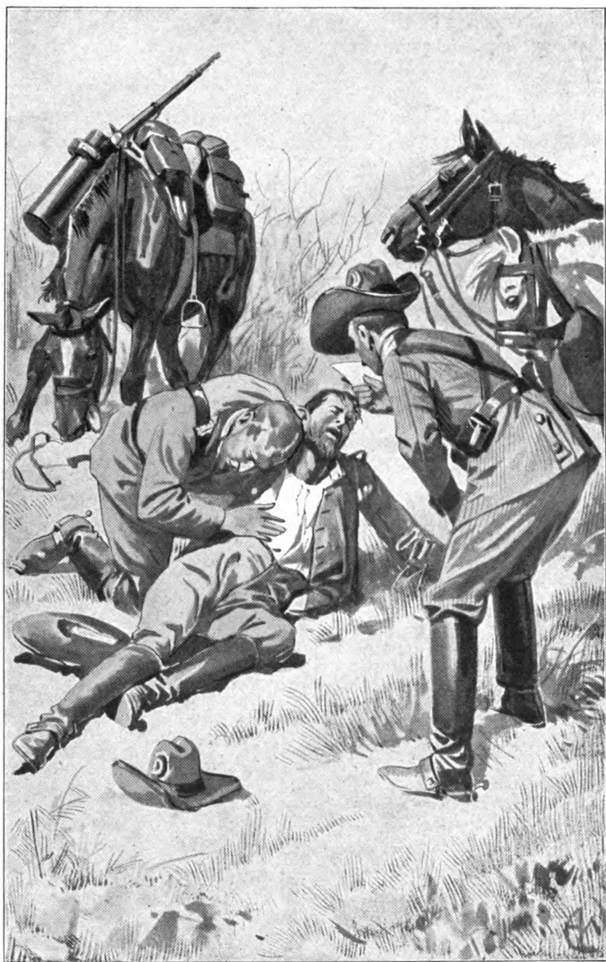






Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Ein Wiederfinden“ von Walter Kabel.
(S. 90)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Neunter Band

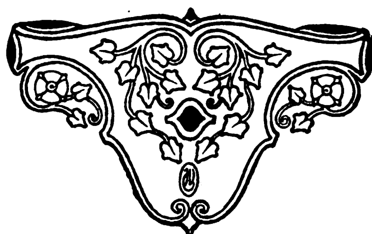


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



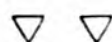
Inhalts-Verzeichnis.





Der rote Merkur.

Kriminalroman von A. Groner.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In die Augen der alten Frau schossen Tränen, und unwillkürlich falteten sich ihre Hände. „Ja," sagte sie bewegt, „ich bin seine Mutter, und das ist mein Glück und mein Stolz, denn mein Uli ist ein guter, ein sehr guter Mensch. Ich wollte, es wüßten es alle und namentlich aber eine, wie gut er ist, trotz der Kühle, die er zuweilen zur Schau trägt."

„Eine? Was wollen Sie damit sagen? Liebt Ihr Sohn — unglücklich?"

Weit vorgebeugt saß die Besucherin da und schaute der alten Frau aufmerksam in die Augen, und als diese nicht sogleich antwortete, setzte sie rasch hinzu: „Sie müssen nämlich wissen, ich bin Braut, da interessieren mich solche Sachen sehr."

Da antwortete die alte Frau. Sie tat es, indem sie sich erhob und damit zu verstehen gab, daß die Unterredung zu Ende sei. „Mein liebes Fräulein," sagte sie, „solche Geschichten erzählt man, selbst wenn man sie genau wüßte, nicht jedermann. Entschuldigen Sie mich jetzt — ich habe zu tun. Übrigens danke ich noch einmal für das Vertrauen, das Ihr Verein in mich setzt. Wohin soll ich die Mitteilung über die Verwendung des Geldes schicken?"

„Oh, wir wollen gar nichts davon wissen. Und, Frau Malten, ich war taktlos — verzeihen Sie mir.“

„Sie sind jung und lebhaft. Da braucht es keiner Verzeihung,“ entgegnete die alte Frau freundlicher und geleitete das junge Mädchen hinaus.

Oben stand Doktor Malten am Fenster und schaute nachdenklich in die Weite. So pflegte er immer zu tun, wenn eine Idee ihn ausschließlich beschäftigte.

Da hörte er unten die Tür gehen. Eine junge Dame lief durch den Vorgarten. Natürlich wußte Malten nach dem ersten Blick, wer da so eilig davonlief. Er dachte zuerst, daß in der Villa Romana jemand seiner bedürfe, aber da hätte wohl ein Diener ihn geholt — und nicht Simonetta. Was hatte sie nur gewollt?

Doktor Malten lief eilig zur Tür. Dort aber machte er plötzlich halt und sagte laut: „Mir scheint, ich bin ein Esel!“ Dann tat er aber doch die Tür auf und ging langsam hinunter.

Auf dem Treppenabsatz kam ihm schon seine Mutter entgegen. „Denk dir,“ rief sie ihm zu, „soeben hat mir eine junge Dame, die sich nicht nennen wollte, im Namen ihres Vereins eine Menge Geld gebracht zur Unterstützung von Frauen, die viel arbeiten müssen und sich nichts gönnen und sich nicht schonen können.“

„Nun,“ sagte Malten, der auf dem Treppenabsatz stehen blieb, „das ist ja sehr löblich von dem Verein.“

„Weißt du was, Uli?“

„Was denn?“

„Ich glaube, es steckt gar kein Verein dahinter.“

„Nicht?“

„Die junge Dame hat sich einmal verschnappt. Ich glaube, sie allein gibt das Geld her.“

„Um so schöner.“

„Jedenfalls kennst du sie. Sie ist reizend.“

„Ich kenne mindestens ein paar Dutzend reizender junger Damen.“

„Prachtvolle Augen hat sie — braune.“

„Ich werde künftig auf solche besonders achten.“

„Ja — und Braut ist sie.“

„Ich kenne auch eine Menge Bräute.“

„Also kannst du dir wirklich nicht denken, wer es war?“

„Hm — hm.“

„Sie schwärmt für dich.“

„Da wirst du dich aber irren, Mutter.“

„Ganz gewiß schwärmt sie für dich — natürlich, wie eine Braut halt noch für einen anderen Mann schwärmen darf. Ein liebes, herziges, reizendes Mädchen ist's!“

„Also kann ich wieder hinaufgehen?“

„Warum bist du denn heruntergekommen?“

„Ich — na, ich hab' halt reden hören und meinte, ich werde geholt. Essen wir bald?“

„Ich werde gleich in die Küche schauen.“

„Und der Reis soll recht körnig sein.“

Frau Malten ging in die Küche, ihr Sohn stieg wieder die Treppe hinauf.

Als er die Tür seines Zimmers hinter sich geschlossen hatte, blieb er stehen. Lange gab er sich stillen, frohen Gedanken hin, dann sagte er laut, aber ganz langsam: „Die viel arbeiten müssen und sich nichts gönnen und sich nicht schonen können —“

Dann ließ er sich an seinem Schreibtisch nieder und griff nach seiner langen Studentenpfeife, die er vorhin weggestellt hat. Er sog am Rohr und siehe, sie war noch nicht erloschen.

Mit Absicht qualmte er darauf los. Das Rauchen sollte ihn, wie so oft schon, wieder ins Gleichgewicht bringen.

Aber seine Seele pendelte ja schon nicht mehr

zwischen unerfüllbarem Wünschen und sinnlosem Sehnen hin und her. Er war schon wieder ganz ruhig. „Nun," sagte er laut vor sich hin, „dem Eck gönne ich sie. Denn der ist ein lieber Kerl!"

Dreizehntes Kapitel.

Anna Lindner war die Hausgenossin des alten Detektivs Müller geworden. Als sie am zweiten Abend heimkam, begleitete Otto sie nur bis zum Tore. Er wußte ja, daß es ihm gestattet worden war, seiner Braut in ihrem neuen Heim Gesellschaft zu leisten, und daß allabendlich ein Gedeck für ihn aufgelegt sei, aber einstweilen konnte er von der freundlichen Einladung keinen Gebrauch machen. Er schämte sich seines Stiefbruders und war voll Unruhe über den Verdacht, in welchem Fritz außerdem noch stand.

In solcher Stimmung war es ihm peinlich, mit Fremden zu verkehren, und selbst Müller war ihm ja schließlich ein Fremder, wiewohl er sich ihm jetzt schon zu Dank verpflichtet fühlte, weil der alte Detektiv sich Annas so rücksichtsvoll angenommen hatte.

Anna saß also auch heute nur mit Müller und seiner Wirtschafterin zu Tische. Als gegessen war, forderte Müller das Mädchen auf, noch ein Weilchen sitzen zu bleiben, denn er müsse ihr noch allerlei Fragen vorlegen.

Er zündete sich eine Zigarre an und sagte dann: „So, liebes Kind, jetzt wollen wir einmal über die Heimlichtuereien Ihrer Tante reden. Sie sagten mir auch letzthin, daß Frau Schubert sich vor Alterssorgen gefürchtet hat?"

„Ja, das hat sie. Dann hat sie zu verkaufen angefangen. Einmal hat sie einen Trödler kommen

lassen, der hat alle ihre Möbel einschätzen müssen. Sie war ganz entsetzt darüber, wie wenig er dafür bot. Und es seien doch so schöne Möbel! Der Herr v. Eck hat sie ihr in seinem Testament vermacht. Vor sechs Jahren ist er gestorben, da sind sie hergeschickt worden. Die Wohnung, in der die Tante seinerzeit mit ihrem Mann gelebt hat, war zufällig zu haben, und so sind wir da gleich eingezogen. Vorher hatten wir in einem möblierten Zimmer gewohnt. Später einmal hat sie eine eingelegte Schatulle um fünfundsiebzig Kronen verkauft. Das hat sie mir erzählt. Aber auch Schmuckstücke hat sie verkauft, mir aber verheimlicht, was sie dafür bekommen hat. Auch korrespondiert hat sie oft mit jemandem, von dem sie nie mit mir geredet hat."

„Wie haben Sie denn das gemerkt?"

„Sie hat mich einmal — heuer im Frühling war's — gefragt: ‚Du, kriegt man viel für alte Briefmarken? Ich hab' einen, der solches Zeug sammelt, herbestellt für morgen, da bist du ja auch zu Hause. Allein mag ich mit einem ganz fremden Menschen nicht sein.' Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich hab' also zu Hause bleiben können. Nach dem Essen kommt ein Herr und stellt sich als der Markensammler vor, dem geschrieben worden ist. Da hat die Tante eine alte Reisetasche aus dem Schrank genommen, in der sie alle ihre Papiere aufgehoben hat. Es waren auch eine Menge Briefe darin. Einen davon hat sie ihm hingehalten. Er ist schon ganz vergilbt gewesen. Der Herr schaut die Marke an, die darauf klebt, und sagt: ‚Ja, die kann ich brauchen. Sie haben mir aber von vielen Briefen geschrieben. Ich möchte sie alle sehen.' Da hat die Tante die Tasche auf den Tisch ausgeleert, aber so, daß der Herr nicht zu den Briefen hat kommen können,

unter denen auch andere Papiere waren. Erst hat sie diese herausgesucht und hat ihm dann die Briefe hingeschoben. Die Papiere — es war auch eine Zeitung darunter — hat sie auf ihrer Tischseite liegen lassen. Der Herr hat Brief für Brief genommen und hat die Marken angeschaut. Es waren auch ein paar ausländische dabei. Er hat sich Notizen gemacht und hat dann erklärt, er nimmt alle Marken. Und auf einmal ist er ganz aufgeregt aufgestanden und hat auf die Zeitung gedeutet. ‚Ein roter Merkur — ein roter Merkur!' hat er gerufen, hat sich dann aber wieder hingesetzt. ‚Ich nehme also alle Briefmarken, aber die Zeitungsmarke dort muß ich auch bekommen,' hat er dann ganz ruhig gesagt. Der Tante war es recht. Sie hat den Umschlag, auf dem die Marke war, von der Zeitung genommen und hat ihn dem Herrn hingereicht. — Aber was haben Sie denn, Herr Müller?"

Der alte Detektiv war plötzlich aufgesprungen, starrte Anna sichtlich aufgeregt an und tat dann dasselbe, was damals der Markensammler getan hatte. Auch er rief: „Ein roter Merkur — ein roter Merkur!" Aber sogleich war er wieder ruhig, setzte sich, rauchte wieder und sagte: „Weiter, liebes Kind, weiter!"

Da erzählte sie weiter: „Der Herr hat die Zeitungsmarke aufmerksam betrachtet und dann vor sich hingelegt. Und die Tante hat mich geheißen, die Briefe aus den Umschlägen zu nehmen und wieder in die Tasche zu tun. Unwillkürlich zählte ich sie und kam über die Zahl dreißig hinaus. Das weiß ich noch. Dann wurde ich fortgeschickt. Erst eine Viertelstunde später ist der Herr fortgegangen. So gegen vier Uhr hat mich dann die Tante zum Kaffee gerufen. Die Tasche lag leer auf einem Stuhl. Die Briefe und die

Papiere hat sie also anderswo aufgehoben. Wieviel sie für die Marken gelöst hat, weiß ich nicht, darüber hat die Tante niemals mit mir gesprochen. Aber wenig muß es nicht gewesen sein, denn sie war sehr befriedigt über den Handel, und die Zeitung hat sie mir gezeigt. Der Herr v. Eck, der Gutsbesitzer, bei dem sie zuerst gedient hat, der hat ihr, wie sie aus seinem Dienst getreten ist, nebst allerlei anderen Andenken auch diese Zeitung geschenkt. Sie war damals schon alt. Es stand seine Vermählungsanzeige darin."

„So — so?" meinte Müller zerstreut; denn das, was Anna jetzt erzählte, interessierte ihn gar nicht. Aber dann fragte er lebhaft: „Wie heißt denn jener Markensammler? Wissen Sie das?"

Anna schüttelte den Kopf. „Ich glaube, daß die Tante ihn auf eine Anzeige in der Zeitung kommen ließ," gab sie an.

„Auf eine Anzeige! Welche Zeitung hielt sich denn Frau Schubert?"

„Das Tagblatt."

„Und wann war der Mann da?"

„Im Frühjahr. So um Pfingsten herum. Warten Sie einmal, ich kann's Ihnen genau sagen. Am Sonntag nach dem Pfingstfest war's. Aber — Sie sind ja ganz aufgeregt, Herr Müller!"

Der alte Detektiv mußte laut auflachen. Dann sagte er, noch immer schmunzelnd: „Ich bin nicht als Mensch aufgeregt, auch nicht als Detektiv, sondern nur als Philatelist."

„Was ist das?"

„Ein Markenliebhaber ist's. — Ein roter Merkur! Wissen Sie, was so eine lumpige Zeitungsmarke jetzt wert ist?"

„Ich hab' keine Ahnung."

„Etwa fünftausend Kronen.“

„Aber Herr Müller!“

„Nicht wahr, die hat der Herr Ihrer Tante gewiß nicht gegeben?“

„Sicher nicht. So viel Geld hat sie damals gewiß nicht bekommen, sonst wäre sie wohl nicht so ruhig gewesen.“

„Na, der Mann wird zu finden sein, und das weitere wird sich dann auch finden.“

Müller entließ Anna, holte sein Markenalbum herbei und war bald in seine Schätze vertieft. Bedauernd brummte er vor sich hin, denn unter seinen österreichischen Zeitungsmarken glänzte der rote Merkur durch Abwesenheit.

Am nächsten Morgen war sein erster Gang nach der Schulerstraße im ersten Bezirk. Da befand sich die Administration des Tagblatts. Dort ließ er sich den laufenden Jahrgang zur Durchsicht geben und hatte bald gefunden, was er suchte. Er hatte ja nur die Nummern vom halben Mai bis zum halben Juni zu durchblättern und hatte bald gefunden, daß unter den Buchstaben K. F. während dieser Zeit täglich ein Markenkäufer sich empfohlen hatte. Auch wer der Betreffende war, erfuhr Müller in der Administration. Es war ein Markenhändler, der auch ein offenes Geschäft mit Papierwaren hatte, Konstantin Friebel hieß und auf der Hauptstraße des dritten Bezirkes wohnte.

Eine Viertelstunde später stand Müller in Konstantin Friebels recht bescheidenem Geschäft.

„Herr Friebel?“ fragte Müller den kleinen, ältlichen Mann, der hinter dem Verkaufstisch stand.

Der Mann bejahte. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er eifrig.

„Sie sind auch Markenhändler?“

„Ja. Wünschen Sie —“

„Sie haben im Frühjahr sich unter den Buchstaben K. F. empfohlen?“

„Das tue ich noch immer.“

„So. Nun, das interessiert mich nicht. Am Sonntag nach Pfingsten sind Sie zu Frau Schubert gekommen, die Ihnen auf Ihre Anzeige hin geschrieben hat?“

Friebel wurde jetzt sehr aufmerksam, er wurde sogar ein bißchen unruhig, denn er hatte natürlich auch gelesen, was über die Schubert in den Zeitungen gestanden hatte. In solch eine Sache aber in Beziehung gebracht zu werden, ist äußerst unangenehm.

„Was soll ich denn mit der Ermordeten zu tun gehabt haben?“ fragte er hastig.

Müller mußte lächeln. „Mit der Ermordeten haben Sie nichts zu tun gehabt,“ sagte er, „wenigstens nimmt das niemand an, aber mit der lebendigen Frau Schubert haben Sie damals einen Handel abgeschlossen. Um über diesen mit Ihnen zu reden, bin ich hier.“

Friebel sah Müller ängstlich an und fragte: „Wer sind Sie denn?“

„Sie haben damals auch einen roten Merkur mitgenommen,“ fuhr Müller, die Frage nicht beachtend, fort.

„Nun, den hab' ich auch gut bezahlt.“

„Also mitbekommen,“ stellte Müller seine Äußerung richtig. „Wieviel haben Sie denn dafür bezahlt?“

„Das steht in meinem Geheimbuch.“

„Sie werden so freundlich sein, es mir zu zeigen.“

„Herr — wie kommen Sie dazu?“ stotterte Friebel.

„Sie haben natürlich Ihren Vorteil im Auge gehabt,“ fiel Müller ein. „Das ist selbstverständlich, und das wird Ihnen niemand verübeln. Schlecht

wäre Ihr Handel nur dann, wenn Sie, die Unkenntnis der Frau benützend, ihr etwa nur ein paar Heller für die Marke gegeben hätten, die heute einen so enormen Wert hat. Ich will also wissen —“

„Was für ein Recht haben Sie, mich so auszufragen?“

Müller sah den Mann kalt an. „Regen Sie sich nicht auf,“ sagte er scharf. „Wenn Sie mir und zwar nicht sofort Ihr Geheimbuch zeigen, dann wird die Behörde es Ihnen abnehmen und die bezüglichen Eintragungen mit den Notizen vergleichen, welche die Schubert sich damals über den Ertrag des Markenverkaufes gemacht hat.“

Der alte Detektiv brachte die letztere Behauptung, obwohl sie nicht ganz der Wahrheit entsprach, mit großer Sicherheit vor. Zugleich wies er dem Manne seine Legitimation vor.

Friebel war wohl nie ein Held gewesen, er wußte nichts mehr zu entgegnen, warf seinem Besucher nur einen scheuen Blick zu und ging dann, Müller mit einer Gebärde zum Mitkommen einladend, in das neben dem Laden befindliche Zimmer.

Dort rückte er einen Stuhl an den Tisch heran, öffnete einen hohen Schrank mit vielen Schubladen, entnahm dem Mittelfache ein Geschäftsbuch und ein umfangreiches Kuvert und einer der Laden eine kleine Holzkassette.

Das alles legte er seufzend vor Müller hin.

Dieser griff sofort nach der Kassette, und schon im nächsten Augenblick hielt er eine Zeitungsschleife in der Hand. Sie war unachtsam zusammengeklebt worden. Ein Stückchen der Zeitung hing noch an ihr. Auf dieser Schleife war eine Adresse gedruckt, sie war mit ihrem Inhalt also dereinst einem Abonnenten zugeschickt worden. Es stand darauf: Seiner

Hochwohlgeboren Herrn Hans v. Eck auf Pachern, Steiermark.

Müller las das ganz flüchtig. Dann blieben seine Augen lang auf der Zeitungsmarke haften, an dieser Marke, die wegen ihrer Seltenheit ein kleines Vermögen wert geworden war. Und seine Augen allein genügten ihm nicht einmal. Er zog eine Lupe hervor und studierte mit ihrer Hilfe die feinen Linien des kleinen Bildchens, eines Merkurkopfes.

Müllers Augen glänzten, und seine Wangen röteten sich. Geradezu liebevoll strich er über das vergilbte Papier hin, auf welchem der rote Merkur aufgeklebt war, und dabei las er noch einmal die Adresse. Nun legte er den Schatz wieder in die Kassette und schob diese mit einem Seufzer von sich.

Es tat ihm offenbar sehr leid, sich von der Marke trennen zu müssen.

Er deutete auf das große, sackartige Kuvert, das Friebel auch vor ihn hingelegt hatte: „Was ist da drinnen?“

„Die Briefmarken, die ich der Frau Schubert abkaufte. Ich hab' sie noch nicht einmal von den Umschlägen abgelöst.“

Friebel schüttelte den Inhalt auf die Tischplatte. Es waren fast lauter gleichartige Umschläge von dickem, gelblichweißem Papier, die in der linken oberen Ecke eine Freiherrnkrone und darunter die Buchstaben H. v. E. als Monogramm in erhabener Pressung trugen.

Die meisten dieser Umschläge wiesen den Stempel der Poststation auf, zu welcher das Gut Pachern gehörte. Drei der Briefe waren in Nizza aufgegeben worden.

„Die sind nicht viel wert,“ bemerkte Müller. „Da sind mir die alten österreichischen schon lieber.“

„Die habe ich auch eigentlich nur aus Versehen mitgenommen,“ entgegnete Friebel.

Müller nahm das Buch zur Hand und blickte ihn dabei scharf an. „Bin neugierig,“ sagte er dabei, „was Sie, natürlich auch nur aus Versehen, der Schubert gegeben haben.“

In des Händlers Wangen schoß das Blut. Er krümmte sich ordentlich, während der alte Detektiv in dem Geheimbuche das betreffende Datum suchte.

Er hatte es bald gefunden, sprang empor und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ah — das ist stark! Das ist der Gipfel des unverschämtesten Wuchers! Fünf Kronen geben Sie für die ganze Geschichte hier. Und Sie wissen, daß der rote Merkur allein seine fünftausend Kronen wert ist!“

„Ich hab' ja den roten Merkur noch. Weiß ich denn, ob ich ihn jemals verkaufen werde?“ versuchte der ganz verwirrte Händler sich herauszuwinden.

Ein Blick Müllers ließ ihn verstummen. „Reden Sie keinen Unsinn. Setzen Sie sich und schreiben Sie mir das Bekenntnis dieses wunderschönen Handels nieder. Aber ganz klar, ganz deutlich.“

Und Friebel schrieb. Er brauchte sehr lange dazu, denn seine habgierige Seele zitterte nicht weniger dabei wie seine Hand.

Müller zählte inzwischen die vor ihm liegenden Umschläge. Es waren achtunddreißig. Siebenundzwanzig der Briefe, die einst darin gewesen, hatte Hans v. Eck geschrieben. Müller wunderte sich darüber. Die Schubert war doch nur die Dienerin dieses steierischen Edelmanns gewesen!

Jetzt stand Friebel auf und reichte Müller das Geschriebene.

Der las es aufmerksam durch und nickte dann.

„Das genügt," sagte er. „Und jetzt überlegen Sie sich's, wie Sie an der Erbin gutmachen wollen, was Sie an deren Tante verbrochen haben."

„Ich kann aber doch den Merkur nicht heute noch verkaufen!" stotterte Friebel.

Müller dachte eine Weile nach, dann sagte er: „Ich kenne den Sekretär einer Durchlaucht, die das für unseren Fall nötige Geld hat. Wenn alles gut geht, können Sie den roten Merkur heute abend schon verkauft haben. Halten Sie sich bereit. Ich werde Ihnen telephonieren. Und merken Sie sich's, ich werde durch den Sekretär erfahren, wieviel Sie für die Marke erhalten haben. Ich weiß auch, wieviel Gewinn Sie rechtlicherweise nehmen dürfen, werde also bis auf den Heller wissen, wie viel Geld Sie an Fräulein Lindner, die bei mir wohnt, zurückzuerstatten haben. Sie verstehen mich doch! Ich werde nur dann Ihre Handlungsweise nicht zur Anzeige bringen, wenn Sie sie, sobald es Ihnen möglich ist, wieder gutmachen. Sollte es mit dem Fürsten nichts sein, dann werde ich Ihnen einen anderen Sammler nennen, der sich die Erwerbung solcher Seltenheiten gönnen kann. So, jetzt gehe ich. Hoffentlich kommen wir nicht ernstlich zusammen!"

„Wohin schicke ich dem Fräulein, was ihr zukommt?" erkundigte sich fast weinend der Händler.

„Ja so!" meinte Müller, schrieb seine Adresse auf, und dann ging er.

Er begab sich nach dem ersten Bezirk; und es ging ihm, wie es vor einigen Tagen Otto Falk gegangen war: er stieß ein paarmal mit ihm Begegnenden zusammen. War Otto wegen seines Unglücks blind gewesen, so wurde Müller von seiner Leidenschaft für Marken geblendet — auf seinem ganzen Weg hatte er nichts

anderes als den roten Merkur vor den Augen. Übrigens war sein Weg nicht umsonst. Gegen zwei Uhr nachmittags wurde Friebel schon gerufen, und um acht Uhr abends — Müller war noch gar nicht heimgekommen — erschien der wackere Markenhändler, um Fräulein Anna Lindner viertausend Kronen zu übergeben, deren Empfang sie ihm bestätigen mußte.

Anna war über das viele Geld ganz verwirrt und erwartete mit Ungeduld Müllers Heimkehr.

Erst gegen zehn Uhr kam der alte Detektiv. Er brachte ein mit Papier umhülltes Paket mit. Merkwürdigerweise waren seine Hände mit Erde und Ruß beschmutzt, und in seinem kurzen, gekrausten Bart hing ein kleines Moosbüschel.

Die beiden Frauen schauten ihn verwundert an, während er sichtlich vergnügt seinen Winterrock auszog und dabei auf das Paket schaute, das er auf den Tisch gelegt hatte.

„Aber Sie haben ja das Paket ganz zerrissen!“ rief die Wirtschafterin.

„Das hat ein Nagel getan, nicht ich, liebe Frau Petz!“ verbesserte Müller gut gelaunt. „Geben Sie mir einmal den braunen Hausrock heraus, währenddessen gehe ich, um mich zu waschen.“

Er wollte schon in sein Schlafzimmer gehen, da fiel ihm Annas Angelegenheit ein. Er schaute das Mädchen an und sagte dann: „Ich brauche wohl nicht erst zu fragen, ob die Geschichte mit dem roten Merkur geordnet ist. Ich sehe es Ihnen an, daß sie zu Ihrer Zufriedenheit ausfiel.“

„Denken Sie, viertausend Kronen hat er mir gebracht — dieser Friebel!“ jubelte Anna.

Müller sah sie lächelnd an, dann wurde der Aus-

druck seiner Züge plötzlich ernst und gespannt, und er sagte eigentümlich scharf: „Nun, auch mir hat dieser rote Merkur einen Erfolg gebracht. Ich hoffe nämlich, daß ich durch ihn auf die richtige Spur gekommen bin."

Dann ging Müller in sein Schlafzimmer.

Als er wieder zurückkehrte, waren seine Hände und sein Gesicht sauber, und er trug seinen braunen Hausrock.

Anna hatte sich mit einer Näherei, die sie heute allerdings noch nicht viel vorwärts gebracht hatte, an den Tisch gesetzt.

„Sehn S', Anna, legen S' jetzt Ihre Arbeit weg," sagte Müller, sich ebenfalls setzend. „Schauen S' lieber einmal her, was ich da mitgebracht hab'."

Das Mädchen tat, wie er gesagt, und sah neugierig zu, als er das Zeitungsblatt, welches die äußere Hülle des Pakets bildete, mit einer gewissen Feierlichkeit ein wenig lockerte.

„Jetzt aufgepaßt!" sagte er vergnügt und schlug die Zeitung nun ganz auseinander.

Da stieß Anna einen lauten Schrei aus, fuhr vom Stuhl empor und starrte auf das nieder, was Müller heimgebracht hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Der alte Detektiv hatte, nachdem er den Sekretär für den roten Merkur interessiert, ein Gasthaus betreten, um ein zweites Frühstück zu nehmen. Er nahm sogar ein sehr ausgiebiges ein, denn er war schon jetzt davon überzeugt, daß er heute zu seinem Mittagsmahl nicht kommen werde.

Während des Essens war er sehr nachdenklich. Aber es war jetzt nicht mehr der rote Merkur, der sein Denken in Anspruch nahm. Vor einer Stunde war

er mit sich selbst im Kampfe gewesen, ob er sich diese große Seltenheit nicht selbst kaufen solle, denn die Mittel dazu hätte er ja gehabt, und außerdem war er, der ganz allein in der Welt stand, niemandem Rechenschaft über die Verwendung seines Geldes schuldig. Da begegnete er einem Krüppel. Es war eine wahre Jammergestalt, und es war nicht daran zu zweifeln, daß des armen Menschen Tasche ebenso leer war wie sein Magen. Der lenkte den braven Müller von seinen Gedanken ab. Er griff in seine Börse, ging dem Mann, der schon an ihm vorbeigehumpelt war, nach und steckte ihm verstohlen zwei Kronen in die Hand.

Der arme Mensch war zuerst ganz verblüfft und wollte sich dann sehr erfreut bedanken, aber Müller raunte ihm eindringlich zu: „Machen S', daß Sie weiterkommen! Sehen S' denn nicht, daß dort ein Wachmann steht?"

Der Mann schaute sich verstohlen um und humpelte dann gehorsam weiter, froh, daß der Wachmann ihm den Rücken zuwandte, den Vorgang nicht gesehen und ihn also nicht aufschreiben konnte.

Müllers Kampf um den Merkur war endgültig ausgekämpft. Es gab ja so viele arme Leute!

Er verweilte etwa eine Stunde in dem Lokal, dann ging er nach dem fünften Bezirk, nach dem Haus, in dem die Schubert gewohnt hatte.

Den Schlüssel zu ihrer Wohnung hatte er, seit er den Fall übernommen, immer bei sich.

Er war jetzt so allein, wie man allein sein muß, wenn man über etwas Bestimmtes so recht ungestört nachdenken will.

Als er gekommen war, hatten ein paar Kinder im Hofe gespielt. Jetzt war auch das Geräusch, das diese gemacht, verstummt. Da kam Müller das Verlangen,

noch einmal den Garten zu durchsuchen. Die Leute im Hause waren jetzt sicherlich beim Essen, da blieb er also auch draußen im Garten ungestört. Und heute schien die Sonne, war es überall so hell, vielleicht entdeckte er etwas, das ihm letzthin bei dem mit Schneegewölk bedeckten Himmel entgangen war.

Müller verschloß also die Wohnung und begab sich in den Garten.

Gegen den Hof hin war dieser mit einem einfachen Eisengitter abgeschlossen. Zu dessen Tür führten zwei Stufen hinauf. Sie waren noch mit dem Schnee bedeckt, der letzthin gefallen war, und es war niemand seither in dem Garten gewesen. Die Schneeschicht vor und hinter seiner Tür war ganz glatt.

Müller betrat den kleinen Garten, der an zwei Seiten von einer mäßig hohen Planke und in seinem westlichen Winkel von fenster- und türlosen, stockhohen Mauern abgeschlossen war.

Es befand sich in ihm eine jener kleinen, halboffenen Holzhütten, die man mit dem merkwürdigen Namen „Lusthaus“ belegt hat.

Das Lusthaus dieses bescheidenen Gartens hatte einerseits einen Teil der erwähnten Mauer, anderseits einen Teil der Holzplanke zum Hintergrunde. Es standen etliche Stühle und ein Tisch darin. Von einer schon recht alten Waldrebe war es dicht umrankt. Im Sommer mußte es in dem Häuschen ganz dunkel und kühl sein.

Nun, kühl war es heute auch darin, aber dunkel nicht, denn die Sonne schien hell und fand leicht ihren Weg durch das dürr gewordene Laub.

Müller setzte sich und überschaute den Garten. Er hatte ein Knie über das andere geschlagen und die verschränkten Hände darum geschlungen. Das war die

Stellung, die er gern einnahm, wenn er sich ungeniert fühlte und längere Zeit auszuruhen gedachte.

Aber diesmal sollte er nicht lange in dieser seiner Lieblingsstellung bleiben.

Im Garten gewahrte er nichts, das seine Aufmerksamkeit erregte. Was da draußen vor ihm lag, war alles mit Schnee bedeckt. Gerade nur in dem Winkel, in welchem das Häuschen stand, hatte die Sonne gestern und heute den Schnee zum Schmelzen gebracht, da lag das blendende Licht hell auf dem Kies des Gartengrundes. Müller sah eine Stecknadel aufblitzen, die noch nicht ganz verrostet war, und sah die Schatten vom Winde bewegter Ranken in einer gewissen Regelmäßigkeit über diesen hellen Boden wandern, und dazu hörte er das leise Rauschen der Klematisranken, die sich an der Planke rieben.

Da gewahrten seine guterzogenen Augen etwas, das in seinem guterzogenen Hirn bestimmte Gedanken erregte. Sie gewahrten ganz deutlich den Schatten einer alten, schon bleistiftdicken, abgerissenen Ranke, die irgendwo eingeklemmt sein mußte, denn sie hatte nicht viel Bewegungsfreiheit. Wie ein dünner Finger bewegte sie sich hin und her, der lockt und winkt.

Müllers Augen suchten die Ranke, welche diesen Schatten warf, und als er sie gefunden hatte, bog er sie zu sich herunter.

„Ah!" sagte er und ließ sie wieder emporschnellen.

Was Müller zu seinem Ausruf bewog, war die Wahrnehmung, daß die Ranke an ihrer Bruchstelle ganz frisch aussah. Er stellte einen der Stühle knapp an die Planke und schaute hinüber, und dann rief er noch einmal: „Ah!"

Angestrengt sah er auf das Bündel ganz ineinander verflochtener Klematisranken, welches jenseits der

Planke niederhing und dessen Enden auf einem großen Kohlenhaufen lagen, deren es da drüben eine Menge gab.

Müller hatte einen Bauplatz vor sich, den ein Holzhändler zur Unterbringung seiner Vorräte gemietet hatte.

Da gab es hochaufgeschichtete Partien von Brennholz und ganz ansehnliche Berge von Koks und verschiedener Arten von Kohlen. Jener Kohlenhügel, auf welchen die Enden der Klematisranken gefallen waren, unterschied sich in etwas von den anderen, regelmäßig geformten. Seine ehemals auch regelmäßige Form zeigte ganz besonders auf ihrem einst scharfen Grat eine etwa meterbreite Einsenkung, die sich auf der Außenseite des Hügels bis zu seinem Grunde hinabzog.

„Da also, mit Hilfe der zähen Ranken, ist er hinübergesprungen," dachte Müller — und sprang auch hinüber. Auch er hatte in etliche der noch reichlich vorhandenen Ranken gegriffen und war so ganz leicht hinübergekommen, und zwar ganz genau an derselben Stelle, an welcher die ehemalige Form des Kohlenhügels schon von einem darauf Gesprungenen zerstört worden war.

Wieder gab ein Teil der Kohle nach und glitt mit Müller bis auf den Grund hinab.

Müller war nicht zu Fall gekommen. Er schaute sich jetzt genauer um und überlegte. „Warum ist der Mann nicht durch das Haustor entwichen? Hat er zu wenig Geduld gehabt, um dessen Freiwerden abzuwarten? Oder hat ihn das Grauen vor seiner Tat am Warten gehindert? Jenseits dieses Platzes gibt es nur wieder Bauplätze, da war ein Entkommen wohl sicherer. Aber da mußte er zweimal eine Planke

passieren. Und dieser Platz ist gut verwahrt. Da ist an den drei äußeren Seiten die Planke mit dreifachem Stacheldraht unübersteigbar gemacht. Und der Stacheldraht ist nirgends entfernt. Wie hat der Kerl da hinüberkommen können? War vielleicht damals das Tor offen? Gegen halb sieben ist die Tat geschehen. Da hat man vielleicht noch hier gearbeitet. Aber da war ja wieder die Gefahr des Erwischtwerdens. Halt — was ist das?“

Müller unterbrach seine Erwägungen. Dicht am Kohlenhaufen, den er heruntergerutscht war, befand sich auch eine Art Hütte, ein kaum zwei Meter breiter und nicht viel höherer Holzverschlag, auf dem ein schon windschief gewordenes Dach saß. Das Holz dieses Verschlages war schon fast schwarz und da und dort mit schmutziggrünem Moos und gelblichen Flechten bedeckt.

Aber nicht auf diesen malerischen Ansiedelungen hafteten Müllers Augen jetzt wie gebannt. Nicht ihretwegen tat er die paar Schritte auf das Häuschen zu.

Eine Schnur hatte es ihm angetan, eine aus weißem und rosa Garn gedrehte Schnur, die da lustig im Winde baumelte und deren aufgelöste Enden wieder für sich ihr Spiel trieben. Daß diese Enden sich nicht noch weiter auflösen konnten, dafür war durch einen dicken Knoten gesorgt worden, der in die Schnur geknüpft worden war und der jetzt wie toll im Winde hin und her hüpfte.

Müller griff nach der Tür der Hütte. Sie war unverschlossen. Die Hütte war der Aufbewahrungsort für eine Menge Schaufeln und anderer Werkzeuge, die, wie ihr Aussehen bewies, schon lange nicht benützt worden waren. Da, wo das Dach der Hütte begann, zeigte sich eine kleine Vertiefung, und aus dieser hing etwa spannlang die Schnur nieder.

Müller griff ohne Mühe bis weit hinein in den Raum, in den man, auf dem Boden stehend, nicht schauen konnte. Jetzt fühlte er etwas Weiches unter seinen Fingern. Er faßte es an und zog es hervor.

Es klirrte, und dieses Klirren kam aus einem halbarmlangen Sack von Hirschleder, in dessen Zug die Schnur eingezogen war, deren eines Ende das Vorhandensein des Sackes verraten hatte.

Müller legte ihn auf den Boden und schwang sich dann zu der kleinen Dachnische hinauf. Sie enthielt nichts mehr, als was sich naturgemäß vorfinden mußte, viel Staub und etliche Spinngewebe. Und auch in dem unteren Teil des Verschlages entdeckte Müller nichts, das mit dem Schubertschen Fall in Verbindung gebracht werden konnte.

Nachdem er den ganzen Platz auf das genaueste durchsucht hatte, öffnete er den Ledersack. Er fand in ihm, worüber er sich gar nicht wunderte, denn er hatte es erwartet, die geraubten Eßbestecke der Schubert. Er ließ den Sack in den Garten hinübergleiten und kletterte ihm nach. Bis spät abends blieb er in der Wohnung der Ermordeten.

Als er sie verließ, war er höchlich befriedigt. Den Ledersack hatte er in eine Zeitung eingeschlagen. Er wollte ihn aufs Gericht bringen, empfand jedoch, daß es für ihn an der Zeit sei, etwas Warmes in den Leib zu bekommen.

Der lange Aufenthalt in der ungeheizten Wohnung hatte ihn recht durchkältet. Er nahm also seinen Fund mit nach Hause.

„Leider ist nur das Eßzeug darin," sagte Müller zu der immer noch wie erstarrt dastehenden Anna, „ich hatte nämlich gehofft, daß der Schurke alles übrige auch in den Sack gesteckt habe, aber das Geld und sicher

auch noch anderes, für ihn viel Wertvolleres hat er mitgenommen."

„Was denn noch?" fragte Anna mit fliegendem Atem.

„Briefe."

„Briefe?"

„Ich habe Ursache, es anzunehmen. Aber jetzt will ich mir's erst schmecken lassen. Bitte, liebe Anna, läuten Sie der Frau Petz."

Wenige Minuten später saß er bei seinem Abendessen. Er aß so gemütsruhig, als habe er alle seine Gedanken bei den Speisen, die Frau Petz aufgetragen hatte.

Es war fast zehn Uhr geworden, als Müller sich seine Zigarre anzünden konnte. Dann sagte er zu Anna: „Sie müssen heute noch ein bißchen bei mir bleiben."

„Gerne."

„Und müssen mir nachdenken helfen. Es handelt sich hier nämlich ganz bestimmt nicht um einen Raubmord."

„Aber der Täter hat doch auch geraubt! Sie haben doch eben selber die geraubten Bestecke gefunden!"

„Die er zurückgelassen hat, an einem Ort, von dem er annahm, daß sie dort nicht sogleich gefunden werden würden."

„Und jetzt schon liegen sie da! Der Mensch hat sie also doch schlecht versteckt."

Müller verneinte und schilderte Anna, wo er den Sack gefunden, und was dessen Versteck sonst noch verraten hatte.

„Also hat er doch eine Dummheit gemacht!"

„Da sieht man, daß Sie noch nie einen umgebracht haben," erwiderte Müller lachend. „In solcher Lage übersieht man halt fast immer Kleinigkeiten."

„Und die verraten einen dann."

„Und die verraten einen dann!"

„Ob es nicht ein Kohlenarbeiter gewesen ist?"

„Daran habe ich von jenem Moment an gedacht, als ich den Sack unter den Fingern fühlte. Aber später bin ich von diesem Gedanken wieder abgekommen."

„Es ist Ihnen wohl eingefallen, daß es ein eleganter Herr in einem hellen Winterrock war?"

„Darauf gebe ich nicht viel."

„Nicht? Es haben ihn doch die zwei Frauen gesehen!"

„Meine liebe Anna, wenn Sie wüßten, wie wenig solche Zeugenaussagen zuweilen wert sind, und was für eine große Rolle anderseits der Zufall im Leben spielt, würden Sie sich auf so etwas nicht berufen."

„Weshalb ließen Sie also den Gedanken an einen Kohlenarbeiter fallen?"

„Aus einem triftigen Grunde."

„Der Täter konnte aber doch nicht über den Stacheldraht hinwegflüchten, und zum Haustor ist er nach Ihrer Meinung auch nicht hinaus."

„Er hat beides nicht nötig gehabt. Das Tor des Holzplatzes hat zu jener Zeit offen gestanden."

„Wie können Sie das wissen?"

„Der Pächter des Platzes hat es mir gesagt."

„Ah, der Herr Kreß, der sein Geschäft in unserer Gasse hat?"

„Derselbe. Der Mörder Ihrer Tante ist also dort hinausgegangen."

„Und hat ihr Geld mitgenommen."

„Auch mitgenommen, möchte ich sagen."

„Auch?"

„Frau Schubert hat ihre Wertpapiere — es wird sich wohl um solche handeln — vermutlich mit wichtigen Briefen zusammen aufgehoben gehabt."

„Mit was für Briefen? Was für wichtige Briefe kann sie denn gehabt haben?“

„Ihre Tante war, soweit ich sie kenne, eine in moralischer Beziehung tadellose Frau.“

„Das war sie sicherlich.“

„War sie es immer?“

„Aber Herr Müller! Wie kommen Sie denn da zu einem Zweifel?“

„Ich zweifle ja gar nicht in Wirklichkeit daran, daß diese Frau ihr ganzes Leben lang ehrbar gewesen ist. Auch damals — auf dem Gute Pachern.“

„Sie zweifeln schon wieder!“

„Nein, Anna — mein Wort darauf! Ich denke nur Gutes von der Toten. Ich bin so fest wie Sie selbst davon überzeugt, daß Frau Schubert niemals in einem anderen Verhältnis zu ihrem damaligen Dienstgeber, dem Herrn v. Eck, gestanden hat als in dem Verhältnis einer braven Dienerin zu ihrem guten Herrn. Deswegen eben ist mir etwas aufgefallen.“

„Wann?“

„Heute vormittag — bei Friebel.“

„Aber —“

„Ich habe bei diesem zuerst an weiter nichts als an den roten Merkur gedacht. Friebel hat aber auch die Marken, die Ihre Tante ihm samt den Umschlägen gab, vor mir ausgeleert. Während er dann schrieb, habe ich, nur um die Zeit hinzubringen, diese Umschläge angesehen. Es waren ihrer achtunddreißig, alle tragen die Adresse Ihrer Tante, und siebenundzwanzig davon — merken Sie gut auf — siebenundzwanzig davon tragen eine Krone und die Buchstaben H. v. E. Das hat mich nachdenklich gemacht. Warum hat Herr v. Eck so lebhaft mit seiner ehemaligen Dienerin korrespondiert? Es pflegen solche Herren sonst doch

nicht mit ehemaligen Dienstboten in einem so lange dauernden Briefwechsel zu stehen. Der letzte der Umschläge trägt im Poststempel die Jahreszahl 1900. Die beiden haben einander also fast bis zum Tode des Herrn v. Eck geschrieben."

„Im Januar 1901 ist Herr v. Eck gestorben," warf Anna ein. „Ich war erst kurz bei der Tante und weiß es noch wie heute. Gerade am Neujahrstag ist ein Telegramm gekommen. Am 2. Januar ist die Tante abgereist, und am 6. Januar, am Dreikönigstag, ist Herr v. Eck begraben worden."

„So — so," sagte Müller gedankenvoll und fuhr dann fort: „Können Sie sich denn gar nicht vorstellen, was die miteinander gehabt haben?"

„Nichts, gar nichts weiß ich. Die Tante hat mich nie in ihr früheres Leben eingeweiht. Es kann aber schon ein Geheimnis darin gewesen sein. Nur hat sie es in sich verschlossen, wie sie ja überhaupt auch ihre kleinsten Geheimnisse immer sorgfältig für sich behalten hat."

Müller erhob sich. „Ist das zweifellos die Handschrift der Toten?" fragte er und legte ein Briefblatt vor Anna hin.

Es befand sich darauf nur ein Datum, eine Überschrift und der zwei Zeilen lange Beginn eines Briefes. Es stand da: „Wien, am 19. Oktober 1907. Hochverehrte gnädige Frau Gräfin. Es drängt mich, bevor es zu spät dazu ist, noch einmal von der peinlichen Sache —"

An dieser Stelle hatte die Feder gespritzt, das Briefpapier war also unbrauchbar geworden.

Anna nickte. „Ja, das hat die Tante geschrieben," sagte sie. „Dieser Brief hätte zweifellos der Gräfin Vivaldi zukommen sollen."

„Es ist also wahrscheinlich, daß Frau Schubert einen anderen Brief an die Gräfin abschickte.“

Jetzt stand auch Anna auf. „Und was hat das mit dem Verbrechen zu tun?“ fragte sie gespannt.

Müller zuckte die Achseln. „Vielleicht nichts,“ sagte er gleichmütig, „vielleicht auch sehr viel. Aber jetzt wollen wir schlafen gehen.“ Er reichte seinem Schützling die Hand, besann sich aber wieder und sagte dringlich: „Nachdenken, mein Kind, fleißig nachdenken! Vielleicht kommt doch etwas in Ihrem Gedächtnis zum Vorschein, was mir dienen kann. — Gute Nacht! Ich muß morgen wieder zeitig heraus.“ —

Richtig saß er am nächsten Morgen schon um sieben Uhr am Frühstückstisch. Je eine Nummer sämtlicher in Wien erscheinenden Abendblätter lag vor ihm. Er hatte der Frau Petz den Auftrag gegeben, ihm die Zeitungen zu besorgen, denn er hatte an alle diese Blätter eine Anzeige aufgegeben und wollte sich davon überzeugen, daß sie, wie er angegeben hatte, auch richtig heute schon erschienen sei. Es war der Fall. In allen Zeitungen stand die Anzeige: „Jüngerer, eleganter Herr in hellem Überrock gesucht. Ist vielleicht zugereist. Hatte am Abend des 30. November vermutlich Kohlenspuren an sich. Auskünfte über ihn erbittet man unter J. M. an die Expedition.“

Müller pflegte sich sonst stets erst um halb acht Uhr zum Frühstück zu setzen. Er wunderte sich also nicht, als Anna ins Zimmer trat.

„Sie sind heute noch da? Das ist recht,“ rief er ihr entgegen.

„Ich werde halt heute eine Viertelstunde später kommen,“ meinte Anna, die schon zum Ausgehen fertig war, „ich habe es nicht versäumen wollen —“

„Was wollten Sie nicht versäumen?“

„Noch mit Ihnen zu reden."

„Was gibt es denn?"

„Mir ist etwas eingefallen."

Müller legte das Eierlöffelchen wieder hin, das er soeben zur Hand genommen, und deutete auf den Stuhl neben sich.

„Nun?" sagte er.

Anna setzte sich. „Ich habe fast nicht geschlafen in dieser Nacht. Immer habe ich grübeln müssen, und da ist mir eingefallen, daß die Tante einmal, wie sie so schwer krank war, eine seltsame Rede geführt hat. Es ist gerade der Doktor weggegangen gewesen, und ich hatte mich wieder zu ihr gesetzt. Da hat sie mich ängstlich angeschaut und hat gefragt, ob der Doktor vielleicht gesagt habe, daß ihr Kranksein schlecht ausgehen könnte, und da habe ich sie getröstet, und zum Schluß habe ich gesagt, was mir wirklich von Herzen gekommen ist, daß sie gewiß noch lang leben werde, schon meinetwegen würde ich darum beten, und der liebe Gott würde es mir ja nicht antun, daß ich ganz allein auf der Welt bleiben müsse. — Damals habe ich nämlich meinen Otto noch nicht gekannt," erklärte Anna schmerzlich lächelnd. „Da hat mich die Tante gestreichelt und hat gesagt: ‚Ich weiß es, Kind, daß du mich liebhast, und daß du um mein Leben betest, freilich, wenn dein Gebet erhört wird, wird das jemand sehr gegen den Strich gehen.' War das nicht eine seltsame Rede? Schaut das nicht aus, als ob sie einen Feind gehabt hätte? Mir ist die ganze Geschichte entfallen gewesen, und es ist gerade, als ob Sie, Herr Müller, sie heraufbeschworen hätten."

„Was jemand sehr gegen den Strich gehen wird," wiederholte Müller und versank in Nachdenken, in ein so tiefes Nachdenken, daß er Ort und Zeit darüber vergaß.

Er saß mehrere Minuten ganz regungslos da, dann erhob er den Kopf und sah Anna, die sich auch nicht geregt hatte, noch vor sich sitzen. „So, Kind, jetzt gehen Sie nur,“ sagte er, ihr die Hand reichend.

Als sie draußen war, nahm er den Löffel wieder zur Hand und aß seine inzwischen kalt gewordenen Eier.

Dann setzte er ein ziemlich langes Telegramm auf und verließ das Haus.

Das Telegramm ging nach Graz. Es war an einen ehemaligen Kollegen Müllers, an einen gewissen Mittermayer gerichtet.

Den Tag brachte Müller auf den Wiener Bahnhöfen zu, wo er danach forschte, ob nicht ein Herr mit einem hellen Überrock und etwaigen Kohlenspuren abgereist sei.

Er hatte mit dieser Nachforschung gar keinen Erfolg. Er wunderte sich auch nicht darüber.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Morgen des achten Tages nach dem Morde stand Müller vor einem Hotel des vierten Bezirkes. Es war ein solches dritten oder vierten Ranges, das erst unlängst eröffnet worden war, und das dem Südbahnhof ziemlich nahe lag.

Ein Zimmerkellner war es, der unter den in der Anzeige angegebenen Buchstaben „J. M.“ geschrieben hatte, der irgend etwas Interessantes gewittert und vermutlich gemeint hatte, daß J. M. eine Dame sei, denn er hatte in einer recht galanten Art geschrieben und kam sichtlich aus der Fassung, als er, vom Portier herbeigeklingelt, sich einem ältlichen Herrn gegenübersah, der ihm seinen eigenen Brief unter die Nase hielt, womit die Vorstellung auch schon beendet war. Denn

gleich darauf zeigte ihm Herr Müller seine Legitimation, und erst als er diese wieder in seine Rocktasche schob, fing er zu reden an.

„Führen Sie mich jetzt in einen Raum, in dem wir ungestört reden können," sagte er zu dem jungen Menschen.

„Da wird's am besten sein, Sie kommen zu mir herein," meinte der Portier. „Jetzt kommt sicher kein Mensch, der uns stören könnte."

Der Mann trat in seine Loge zurück und machte eine einladende Gebärde.

„Ich weiß nämlich," fuhr er fort, „warum Sie da sind, denn ich hab' sogleich den Brief vom Emerich erkannt. Ich war ja dabei, wie er geschrieben worden ist."

Emerich war der Zimmerkellner, der Verfasser der ziemlich unorthographischen, aber um so schwungvolleren Epistel, die Müller hierher gerufen hatte.

„Also von der Polizei wird der Herr gesucht?" sagte der Kellner betreten, während Müller sich setzte.

Der alte Detektiv nickte. Er mußte über den Kellner lächeln, der sicher eine ganz andere Wendung der Angelegenheit erwartet hatte.

„Und ich soll also sagen, was ich über ihn weiß?"

„Selbstverständlich sollen Sie das sagen. Deswegen bin ich ja hier. Also fangen Sie an. Wann ist der Herr, den Sie meinen, hier ins Haus gekommen?"

„Am 30. November — so gegen halb sechs Uhr."

„Sie haben ihm den Meldezettel sogleich vorgelegt?"

„Sofort. Er hat noch nicht einmal seine Tasche und seinen Schirm abgelegt gehabt. Wir haben nämlich erst unlängst Schwierigkeiten gehabt mit —"

„Schon gut. Das interessiert mich nicht. Hat er sich eingeschrieben?“

„Freilich, aber da hat's schon gefehlt.“

„Wieso?“

„Er hat erst nachdenken müssen, dann erst hat er geschrieben.“

„Wollen Sie damit sagen, Sie hätten den Eindruck erhalten, daß er nicht seinen wirklichen Namen hingeschrieben hat?“

„Ja, das will ich damit sagen.“

„Was ist weiter geschehen?“

„Der Herr ist gleich wieder ausgegangen. Wie er weg war, habe ich mir seine Tasche angeschaut. Natürlich war sie verschlossen.“

„Wie hat sie ausgesehen?“

„Eine feine, ziemlich kleine Reisetasche war es aus braunem Leder, ohne Überzug. Ein Silberschildchen hat sie gehabt, und darauf ist ein Monogramm gewesen.“

„Welche Buchstaben?“

„Ja, das hab' ich in der Schnelligkeit nicht herausgebracht. Es waren so verzwickte neumodische Buchstaben, ganz ineinander verschlungen waren sie auch noch.“

„Waren Sie so eilig? Sie scheinen doch nicht so arg viel zu tun zu haben.“

„Ich bin halt abgerufen worden. Und gar so sehr interessiert hat mich die Sache ja schließlich auch nicht. Immerhin meine ich, daß kein ‚W‘ in dem Monogramm vorgekommen ist.“

„Warum hätte gerade ein ‚W‘ darin sein sollen?“

„Weil der Herr sich als Wenzel Bogdan aus Prag eingeschrieben hat.“

„Aha! Nun — und was weiter?“

„Gegen ein Viertel auf neun Uhr ist der Herr wieder zurückgekommen,“ nahm jetzt der Portier das Wort, „hat, ohne zu fragen, was das Zimmer kostet, ein Fünfkronenstück auf diesen Tisch gelegt und hat mich ersucht, ich soll ihm seinen Rock abbürsten, er wäre an einem Mann angestreift, der einen Sack Kohlen in ein Haus getragen habe. So habe ich ihm also den Rock abgebürstet.“

„Es war ein heller Überrock?“

„Ein ziemlich heller, drapefarbener war's. Einen Samtkragen hat er auch gehabt.“

„Wo waren denn die Flecken?“

„Auf der ganzen linken Seite.“

„Auch unten?“

„Ja, auch unten.“

„Haben Sie sich dabei nichts gedacht?“

„Was hätte ich mir denn denken sollen?“

„Daß die Kohlenträger die Säcke doch auf der Schulter tragen.“

„Das ist wahr. Der Herr hat mich also angelogen. Auf welche Art hat er sich denn so schwarz gemacht?“

„Das gehört nicht hierher. Wie hat denn der Herr ausgesehen? Können Sie ihn beschreiben?“

„Ein recht hübscher Mann war's.“

„Ein feiner Mann?“

„Mein lieber Herr, das könnt' ich wirklich nicht sagen.“

„Und Sie können es auch nicht sagen?“ wandte Müller sich an den Zimmerkellner.

Auch dieser zuckte die Schultern. „Bei uns wohnen meistens Geschäftsreisende,“ sagte er, „die schauen auch manchmal recht fein aus und sind schließlich doch keine feinen Herren. Übrigens habe ich ja diesen Fremden kaum drei Minuten vor mir gehabt. Wie er

wiedergekommen ist, hab' ich ihn überhaupt nicht gesehen."

„Da hat der Hausdiener seine Tasche herunterholen müssen, während ich mit dieser Bürste da seinen Rock gesäubert habe," vollendete der Portier den Bericht.

„Ist Ihnen dabei nichts an ihm aufgefallen? War er nicht aufgeregt?"

„Sehr aufgeregt kann er nicht gewesen sein," meinte der Portier, „sonst wäre es mir wohl aufgefallen. Ich hab' nur bemerkt, daß er recht ungeduldig war. Aber das sind viele Reisende. Bei mir hat er sich übrigens auch nicht länger als höchstens fünf Minuten aufgehalten, dann ist er zur Straßenbahn gegangen."

„Das haben Sie noch gesehen?"

„Ja. Ich hab' ihm nachgeschaut."

„Haben Sie ihn einsteigen sehen?"

„Ja. Er ist der Stadt zu gefahren."

„Der Stadt zu also. Schön. Und nun noch einige Fragen! Denken Sie beide jetzt scharf nach! Die Farbe seiner Augen und seiner Haare würde mich interessieren."

„Mir scheint, braune Haare hat er gehabt," sagte Emerich.

„Waren sie nicht schwarz?" meinte der Portier.

„Also jedenfalls nicht blond?" fragte Müller.

„Nein, blond auf keinen Fall," sagten die zwei wie aus einem Munde.

„Seine Figur?"

„Groß."

„Höchstens mittelgroß."

Müller mußte lachen. „Noch jung?" examinierte er weiter.

„Vielleicht Ende zwanzig."

„Mitte Dreißig, mein' ich."

Wieder lachte der Detektiv. „Trug er einen Bart?"

„Einen Schnurrbart.“

„Ich glaub' auch.“

„Und was für eine Uhrkette?“

Die zwei schauten einander an.

„Wissen Sie es?“ fragte Emerich den Portier.

Der schüttelte den Kopf. „Ich glaub', er hat den Rock zugeknöpft gehabt,“ sagte er nach einer Weile.

„Ist das alles, was Sie mir über den Mann sagen können?“

„Alles,“ sagte der Zimmerkellner.

„Ich weiß auch nichts mehr,“ erklärte der Portier.

Müller erhob sich, dankte für die Auskunft und ging, zwei ziemlich enttäuschte Gesichter zurücklassend.

Er wendete sich zur nächsten Haltestelle der Straßenbahn und fuhr dann der Stadt zu. Er wußte jetzt, daß jener Fremde am 30. November gegen halb sechs Uhr in das Hotel kam, das er sofort wieder verließ, ferner daß der Mann gegen viertel neun Uhr wiederkam und nur etwa fünf Minuten blieb, daß er also zweieinhalb bis zweidreiviertel Stunden abwesend gewesen war. Ferner wußte Müller, daß von jenem Hotel das Haus der Schubert zu Fuß in etwa einer halben Stunde zu erreichen war, daß also dem Betreffenden, falls er ihr Mörder war, anderthalb bis eindreiviertel Stunden zur Ausführung der Tat blieben.

Otto Falk hatte angegeben, daß er zehn Minuten nach sechs Uhr von der Schubert weggegangen sei, und erst gegen halb neun Uhr hatte Anna beim Heimkommen das Verbrechen entdeckt. Und der Holzhändler hatte angegeben, daß damals das Tor zu seinem Lagerplatz bis acht Uhr offen gestanden hatte.

Das alles stimmte bis aufs Tüpfelchen zusammen.

Es war kaum mehr an dem Zusammenhang zu zweifeln, jedenfalls war nicht mehr daran zu zweifeln,

daß es einen jüngeren, eleganten Herrn gab, der zur betreffenden Zeit sich in der Nähe des Tatortes aufhielt, einen Herrn mit einem hellen Überrock, in welchem sich Flecken von Kohlen befanden.

Müller bat im stillen der Schustersfrau und der Hausmeisterin seinen Zweifel an der Richtigkeit ihrer Aussagen ab und kam sehr angeregt heim. Dort fand er die Drahtantwort seines Kollegen Mittermayer in Graz.

Als er sie gelesen hatte, brummte er: „Also das ist nicht möglich. Na, auch gut. So wird man die Sache halt anders anpacken müssen.“

Der Inhalt der Depesche aber war folgender: „In das Haus L. zu kommen, ist — in solcher Hast wenigstens — unmöglich. Gründe leicht begreiflich nach Lesung nachfolgenden Briefes.“

Sechzehntes Kapitel.

Die Umgebung von Bruck an der Mur ist nicht gerade großartig, aber sie ist lieblich, und die dunklen Wälder, die rings die Höhen bedecken, geben der Gegend einen Einschlag von Ernst, der ihr recht gut steht.

Etwa eine Gehstunde von Bruck liegt das Dorf St. Florian. Es liegt auch von Kapfenberg, der Bruck zunächstgelegenen Station der Südbahn, etwa eine Gehstunde fern. St. Florian duckt sich zu Füßen eines ziemlich hohen, steil abfallenden Berges und läßt sich sozusagen außerdem noch behüten von dem uralten, schönen Bau, der, ein wenig höher gelegen als das Dorf, auf dieses niederschaut.

Dieser altersgraue Bau mit den derben Ecktürmen und den ebenso derben Wirtschaftsgebäuden, die ihn umgeben, ist das Gut Pachern. Die Landstraße führt

daran vorüber, und unterhalb der weiten, sanft abfallenden Wiesen und Felder, in deren Mitte es steht, fließt ein Wildbach, der weiter unten eine Mühle treibt, die auch schon viele hundert Jahre alt ist und einst zum Gut Pachern gehört hat.

Das Schloß selbst grenzt an einen schönen, großen, sich bis zum Bach hinunterziehenden Garten. Zum Dorfe hat man vom Schloß aus fast zwanzig Minuten zu gehen.

Pachern ist kein Prachtbau, hat aber dennoch einige architektonische Schönheiten, seinen von wohlgeformten Säulen getragenen offenen Gang, in welchem die Zimmer des ersten und einzigen Stockwerkes münden, und seine zwei Ecktürme, welche achteckige Räume umschließen, deren Fenster eine herrliche Fernsicht vermitteln. Auch schöne Kreuz- und Rippengewölbe gibt es in Pachern, und die kleine Schloßkapelle besitzt einen Flügelaltar, dessen Schnitzarbeit von der Hand eines unbekannten, aber jedenfalls großen Künstlers herrührt.

Pacherns größter Reiz jedoch liegt in der Natur, von der es umgeben ist. Auch jetzt, in körnigen Schnee gebettet, von einem lichtblauen Himmel überwölbt, in dessen unendlichen Tiefen es silbrig schimmert, bietet diese stille Gebirgslandschaft ein wunderschönes Bild.

Einer aber freut sich der Winterpracht nicht. Es ist das noch dazu einer, der dazu hinausgezogen ist, diese Pracht zu genießen.

Es ist ein Schiläufer. Er sitzt auf einem an der Straße liegenden Felsstück. Die Schneeschuhe, die Lenkstange und sein Rucksack liegen neben ihm. Er selber ist soeben dabei, seine linke Hand zu untersuchen.

Einmal schaut er flüchtig auf. Ein Rabe ist an ihm vorbeigestrichen. Am Bache unten hackt ein Fischer

das Eis auf. Sein Angelzeug liegt neben ihm. Sonst ist nichts Lebendiges ringsum.

Doch da regt sich in der Ferne etwas. Auf der Straße kommt ein Reiter daher. Ganz langsam reitet er, wohl mehr seinem Fuchshengst als sich selber zuliebe. Nach einer guten Weile erst kommt er an dem Schiläufer vorbei.

Der untersucht noch einmal die Gelenke seiner Hand, dann steht er ein wenig mühsam auf, wirft sich den Rucksack um, hängt die Schneeschuhe über die Schulter und geht auf das Dorf zu, das schon sichtbar ist.

Das Schloß liegt noch etwa hundert Schritte vor ihm. Da kommt hinter ihm ein kleiner Bube daher. Der Reiter reitet gerade neben ihm.

„Du, Kleiner,“ ruft der Reiter, „geh nur in die Küche. Sie sollen dir was Gutes geben. Sag ihnen auch, der gnädige Herr käme sogleich heim.“

Da setzt sich das Büblein eilig in Trab und läuft in das Schloß hinauf.

Das liegt jetzt schon dicht vor dem verunglückten Schneeschuhläufer, neben dem der Reiter herreitet.

Der Schiläufer weicht ihm ein bißchen unbehilflich aus, bleibt dann stehen, wischt sich das Gesicht ab, klemmt die Lippen ein und stützt sich dann schwer auf seinen Lenkstock.

Der Reiter hält an. „Haben Sie sich verletzt?“ fragt er.

„Gestürzt bin ich, und mir scheint, ich habe mir die linke Hand verstaucht.“

„Das ist fatal. Aber Sie gehen auch etwas mühsam.“

„Stimmt,“ gibt der andere mit einem Lächeln zu. „Das hat aber mit meinen Schiern nichts zu tun. Es hat mich nur plötzlich ein Hexenschuß gepackt.“

„Auch schlimm!“ erwidert der junge Reiter, springt vom Pferd und steht schon neben dem anderen. „Ruhen Sie ein wenig bei mir aus. Vielleicht wird Ihnen besser.“

„Wie käme ich dazu?“

„Genau so, wie ich dazu käme, wenn mir bei Ihrem Hause so etwas passierte.“

„Da müßten Sie nach Brandenburg kommen.“

„Ich hab' es schon erkannt, daß Sie da oben zu Hause sind.“

„Spreche ich noch so stark Dialekt?“

„Kaum wahrnehmbar — aber doch.“

„Und ich bin schon seit Jahren so selten daheim.“

„Sie reisen viel?“

„Ja — und denken Sie, zumeist meiner Sportliebhabereien wegen — au!“

„Gehen wir langsamer. Wollen Sie meinen Arm nehmen? — So! Jetzt wird es besser sein. — Matthias!“

Diesen Namen rief der junge Mann zum Bach hinunter.

Daraufhin kam der Fischer herauf. „Was wünschen der gnädige Herr?“ fragte er.

„Den Rucksack und die Schneeschuhe dieses Herrn tragen Sie ins Haus. Frau Huber soll das grüne Turmzimmer heizen lassen.“

Der Mann ging eilig davon, um den Auftrag auszuführen.

Es war entschieden Bewegtheit in der Stimme des Fremden, als er, dem liebenswürdigen Schloßherrn ernst in die Augen schauend, sagte: „Ich bin mehr als nur verwundert über Ihr so gütiges Entgegenkommen. Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen — v. Schleinitz, Gutsbesitzer.“

„Eck v. Pachern,“ sagte der andere, den Hut lüftend.

„Es freut mich, einen Gast zu bekommen. Die Winter sind ein wenig eintönig hierzulande. Sie sehen, meine Einladung geschah aus reinem Egoismus.“

„Das habe ich natürlich sofort angenommen,“ sagte Schleinitz, lächelnd den Scherz aufnehmend, und ließ sich nun ohne weiteres ins Schloß und in einen großen, hallenartigen Raum führen, zu dem man von der Gartenseite her über eine niedrige Freitreppe gelangte.

Schleinitz ließ sich mit einer gewissen Vorsicht in einen Sessel nieder, den der junge Hausherr ihm vor den riesigen Ofen schob. „Da haben Sie es aber schön!“ sagte er. „Es muß überhaupt in dem prächtigen Bau behaglich zu leben sein.“

„Zurzeit nicht besonders,“ entgegnete Eck etwas melancholisch, „und ich weiß auch nicht, ob das jemals anders werden wird.“

„Sie sind Junggeselle?“ erkundigte sich der Gast.

Eck bejahte. „Ich lebe schon verschiedene Jahre wie ein Mönch hier. Ich habe fast keinen Verkehr als den mit meinen Dienstleuten, und die vergnügten Stunden, die einem diese bereiten, die kennt man ja. Übrigens bin ich seit einem halben Jahr Bräutigam.“

„Da gratuliere ich. Da wird's ja bald anders werden.“

„Es ist mir auch zu gratulieren,“ rief Eck, und sein schönes Gesicht erhellte sich für einen Augenblick. Dann freilich zog die Wolke des Schwermutes wieder darüber hin.

Um diesen plötzlichen Stimmungswechsel zu bemänteln, benützte Eck eine Bewegung seines Gastes. „Bitte,“ sagte er, „wollen Sie einmal das Bein ausstrecken?“

„Danke, es ist schon gut so. — Aber Sie werden jetzt wissen wollen, wie ich alter Brandenburger in Ihr eigentlich weltfern gelegenes Tal komme.“

„Wenn Sie es mir sagen wollen, wird es mich interessieren."

„Erstens bin ich ein Freund alter Burgen und Schlösser. Und da ich in Laibach einen Bekannten besuche, habe ich auf meinem Weg — ich war nämlich ein paar Wochen auf dem Semmering — mir angeschaut, was eben zu sehen war, und habe dabei auch vielfach meine Schier benützt. Mein Gepäck habe ich vorausgesandt. Es ist mir übrigens sehr angenehm, daß Sie keine Damen im Hause haben, denn in meiner Touristentracht könnte ich mich ihnen ja kaum zeigen."

„Das hat bei uns nichts zu sagen."

„Nun, ich hoffe, Sie nur ein paar Stunden belästigen zu müssen."

„Werden Sie heute schon in Laibach erwartet?"

„Das nicht. Man kennt dort meine Ankunftszeit noch nicht."

„Nun also. Da ruhen Sie sich vorerst ein paar Tage hier aus. Man kann doch seinen Bekannten nicht mit einem Hexenschuß ins Haus fallen."

„Hierherein bin ich jedenfalls damit gefallen, und hier bin ich sogar ganz fremd."

„Sie werden sich bei mir bald wie daheim fühlen, denn Sie werden bemerken, daß ich mir meine volle Freiheit wahre. Ich werde mich nur sehr wenig um Sie kümmern."

„Also wollen Sie mich tatsächlich über Nacht behalten? Wohl täte es mir schon."

„Ich werde Sie einfach nicht fort lassen, solange Sie nicht wieder ganz wohl sind, denn meine Braut, die in Graz lebt, und die ich sonst jeden zweiten Tag sehe, macht einen Besuch in Klagenfurt."

„Da können Sie mich also zur Gesellschaft brauchen!

Nun gut — ich bleibe. Aber, besonders lustig bin ich nicht — darauf mache ich Sie aufmerksam!“

„Gerade jetzt könnte ich einen Lustigmacher gut brauchen,“ entgegnete Eck, seltsam lächelnd. „Schade also, daß Sie nicht von dieser Art sind!“

Schleinitz strich sich über den schmerzenden Rücken. „Daran ist eben das Alter schuld,“ meinte er, „das Alter, das mich noch immer nicht recht vor Torheit schützt. Ich sollte wirklich damit aufhören, Sport zu treiben, aber ich habe eben damit nie aufgehört, und von lieben Gewohnheiten läßt man nicht so leicht. — Was haben Sie denn dort stehen? Den schlanken Krug meine ich. Das ist wohl bosnische Arbeit?“

„Ja — und es ist ein schönes Stück. Ich hab' es mir im alten Han in Sarajewo selbst ausgesucht.“

„Ah — Sie waren in Bosnien? Wahrscheinlich als Offizier?“

„Ja. Aber meistens in ganz entlegenen Bergnestern. Wir hatten oft nichts als Schaffleisch zu essen. Aber es war doch schön dort. Nie mehr werde ich so ganz frei wieder sein wie dort!“

„Sie lieben die schrankenlose Freiheit?“

„Ich weiß nicht, woher ich es habe, denn hier und wo ich immer lebte, habe ich doch eigentlich nichts, als das reinste Philistertum um mich gehabt.“

„Vielleicht war einer Ihrer Vorfahren ein Raubritter,“ scherzte Schleinitz.

Aber er hatte kein Glück mit diesem Scherz. Sein Gastgeber sah plötzlich recht ernst aus.

Schleinitz war jedoch ein Weltmann. Er schien die kleine Verstimmung nicht zu bemerken, redete von etwas anderem, und so kamen die beiden Herren schnell wieder zu Dingen, die jedem von ihnen genehm waren.

Dann wurde gemeldet, daß es im grünen Turmzimmer schon warm sei.

„Es ist nämlich noch gar nicht recht kalt dort gewesen,“ erklärte Eck. „Gestern noch hatte ich Gäste. Meine Braut und ihre Tante waren hier. Die junge Dame huldigt nämlich dem Rodeln, und ich habe ihr eine fast fünf Kilometer lange Bahn von bester Beschaffenheit herstellen können.“

„Das ist ja eine ideale Bahn!“

„Nahezu. Sind Sie auch Rodler?“

„Nein — das nicht. Und Sie?“

„Gewiß. Aber gestern kam es doch zu keiner Fahrt.“

„Weshalb nicht?“

„Es ist plötzlich ein derartiger Sturm in unser Tal hereingebrochen, daß wir einfach nicht ins Freie gehen konnten.“

„Aber früher haben Sie doch schon gerodelt?“

„Es war noch kein Wetter dazu,“ sagte Eck.

Er sagte es erst nach einer kleinen Pause, denn er hatte sich, von Schleinitz abgewendet, damit beschäftigt, den Handschuh aufzuheben, den er eben von der Hand gezogen hatte, und der ihm entfallen war.

„Bei uns auf dem Semmering war gerade das richtige Wetter dazu.“

Schleinitz erhob sich vorsichtig und ging dem Stubenmädchen nach, das, um ihm den Weg zu weisen, an der Tür stehen geblieben war.

„Um ein Uhr ist Speisestunde,“ bemerkte Eck, hinter ihm hergehend. Seine Stimme klang schon wieder freundlich.

Eine Stunde verstrich schnell, und bei Tisch gab es ein sehr angeregtes Gespräch. Besonders der hereingeschneite Gast hatte viel zu erzählen. Er war weit herumgekommen in der Welt, und Österreich kannte e

in fast allen seinen Teilen. Auch Bosnien und sogar den Garnisonsort, in welchem Eck jene köstliche Freiheit genossen, von welcher er vorhin geschwärmt hatte, und dessen Name erst jetzt genannt worden war, kannte er. Für Schleinitz hatte die Rassenverschiedenheit der Angehörigen des österreichischen Kaiserstaates einen so großen Reiz, wie er erklärte, daß er zumeist deshalb dieses Land bereiste, welches schon seiner Bodenbeschaffenheit halber so interessant war. Und wie geistreich wußte er die Eindrücke zu schildern, die er erhalten hatte!

Nur vergaß er dabei zu essen. Und als Ecks immer wiederkehrende Aufforderungen kaum einen Erfolg hatten, mußte der Gast zugeben, daß es ihm in letzter Zeit überhaupt an Eßlust mangle.

Den Nachmittag verbrachte der junge Gutsherr auswärts.

Lisi, das Stubenmädchen, welches dem Gast den Kaffee in sein Zimmer brachte, war recht redselig, vielleicht deshalb, weil sie so selten Gelegenheit hatte, mit jemand anderem zu sprechen als mit der einsilbigen Wirtschafterin und dem Küchenmädchen, das ein einfältiges Ding war. Zudem munterte sie der freundliche Gast zum Reden auf, indem er so recht gemütlich allerlei Fragen an sie stellte, wie lange sie schon hier diene, und ob sie angenehme Dienstgenossen habe.

„Fad ist's halt hier," meinte sie, „namentlich wenn der gnädige Herr wegfährt. Da hört man dann überhaupt kaum einen Laut im ganzen Schloß."

Ob denn Herr v. Eck viel reise, erkundigte sich der Gast und erfuhr, daß jener jeden zweiten Tag zu seiner Braut nach Graz fahre, und daß er kürzlich auch sonst zweimal verreist gewesen sei — einmal nicht gar lange,

einmal aber ein paar Tage. Da hatte er etwas in Triest zu tun gehabt.

„Aber nicht nur wegen des Holzverkaufes ist er hingefahren," sagte das Mädchen.

Sie redete überhaupt in einigermaßen gereiztem Tone, wenn sie von ihrem Gebieter sprach, und Schleinitz, offenbar ein Menschenkenner, glaubte schon zu wissen, weshalb ihre Seele da jedesmal aus dem Gleichgewicht kam.

Er hatte bei Tisch einen heißen Blick bemerkt, den die hübsche Person verstohlen auf ihren Herrn warf, und anderseits hatte er wahrgenommen, daß dieser Lisi mit vollkommener Gleichgültigkeit behandelte.

„Es kann Ihnen doch vollständig gleich sein, weshalb Ihr Herr dahin oder dorthin reist," meinte Schleinitz, Lisi lächelnd und mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtend, was das Mädchen noch gezierter machte, als es ohnehin schon war.

„Mir kann es freilich gleich sein," entgegnete sie in vielsagender Weise, „ob aber auch seiner Braut? Die Baronesse Simonetta hat viel Temperament. Ob die so ruhig zuschauen wird über diese heimlichen Fahrten nach — Triest?"

„Ihr Herr reist doch gewiß nicht heimlich," warf der Gast ein. „Mir scheint, Sie sind eine kleine, romantische Person, deren Phantasie von diesen mittelalterlichen Mauern zu sehr angeregt wird."

„Da irren sich der gnädige Herr aber sehr," fiel ihm das Mädchen in die Rede. „Nicht heimlich soll er reisen? Ist es etwa keine Heimlichkeit, wenn einer sagt, er geht nach Graz, und derweil schleicht er sich nach Kapfenberg und fährt nach der entgegengesetzten Seite?"

„Mein schönes Kind, ereifern Sie sich doch nicht so

sehr!“ mahnte der Gast. „Warum sind Sie denn überhaupt so erzürnt gegen Ihren Herrn?“

„Weil er mich heute früh wieder vor allen heruntergeputzt hat,“ brach das Mädchen los. „Und noch dazu wegen nichts und wieder nichts. Ich habe auch sofort gekündigt. Ich brauche mich keine Schnüfflerin heißen zu lassen.“

„Schnüfflerin! Das ist freilich ein starker Ausdruck!“

„Nicht wahr? Und was hab' ich denn getan? Seinen Schreibtisch hab' ich abgestaubt, und er war noch dazu dabei. Am Fenster hat er gestanden und hat seine Uhr aufgezogen. Da frag' ich ihn, ob ich die Goldschmiedadresse, die auf dem Tisch gelegen ist, wegwerfen kann. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Wie ein Wilder ist er auf mich zugestürzt und hat mir die Karte aus der Hand gerissen. Ich bin hinausgelaufen, er aber mir nach, und da ist das Geschimpf losgegangen. — Und er war doch bisher ein so ruhiger Herr!“ sagte die Leidenschaftliche, plötzlich aufschluchzend. „Aber in letzter Zeit ist er wie ausgewechselt. Und ich hab' ihm doch von seinem Umberto nichts heruntergebissen!“

„Von was für einem Umberto?“ fragte Schleinitz.

„Na — der Name ist halt auf der Karte von dem Goldschmied gestanden.“

„Ah so!“ machte Schleinitz und sagte dann: „Sie, liebes Kind, mir scheint, es tut Ihnen schon leid, daß Sie gekündigt haben.“

Der Herr hatte das sehr wohlwollend gesagt. Des Mädchens Lippen fingen zu zucken an.

Aber Lisi mochte stolz und trotzig sein. Sie wurde schnell wieder ruhig und rief: „O ich gehe — ich gehe schon! Wenn die junge Frau da sein wird, könnt' ich es doch nicht mehr aushalten, denn —“

—

Lisi lachte hysterisch auf, wischte sich die Tränen ab und lief hinaus.

Schleinitz sah ihr lächelnd nach. „Armes Ding!“ murmelte er. „Es wäre ja ein Wunder, wenn du dich nicht in ihn verliebt hättest! Er ist wohl so ziemlich der schönste Mann, den ich je gesehen habe.“ —

Nach einer Weile holte Lisi das Kaffeegeschirr. Schleinitz hatte wieder sehr wenig Appetit gehabt.

Nun, es war kein Wunder, daß ihn in diesem Hause jeder Bissen würgte, denn Vornehmheit und Herzlichkeit hatten ihm das Tor geöffnet, und er war im Namen der Gerechtigkeit hierher gekommen, um zu ergründen, ob der Herr dieses Hauses — ein Mörder sei!

Herr v. Schleinitz, der brandenburgische Gutsbesitzer, war Joseph Müller, der alte Detektiv.

Er hatte einen unerwartet raschen Erfolg zu verzeichnen. Schon der erste Blick auf Eck, der, vom Pferde springend, auf ihn zutrat, hatte ihm gesagt, daß er den vor sich habe, der der letzte gewesen, der in der Schubert brechende Augen gesehen. Ecks Rock war nicht geschlossen, seine Weste und die Uhrkette waren sichtbar gewesen. Diese Uhrkette stellte ein etwa zentimeterbreites Band dar, darin kurze, feine, wie Fragezeichen gewundene Formen und winzige Kügelchen sich befanden. Die hübsche Kette war aus Gold. Es war eine kurze Kette, die man Chatelaine nennt, und an ihr baumelte ein Anhängsel. Es hatte die Form eines Vierblattes. Es bestand ebenfalls aus tiefgelbem, mattem Golde, und auf einem der vier Blätter lag ein Brillant als Tautropfen.

Bis zu dieser, Müller gar nicht mehr überraschenden Entdeckung war alles genau so verlaufen, wie er es sich schon bei seiner Abfahrt von Wien vorgestellt hatte.

Er war in Gesellschaft eines Buches gereist, für

dessen Inhalt er vierundzwanzig Stunden vorher noch auffallend wenig Interesse gehabt hatte, den er aber jetzt während der Fahrt fast auswendig lernte, um bei einem etwaigen Gespräch sich keine Blöße in bezug auf die Technik des Schilaufens zu geben. Seine Fahrt währte übrigens nicht lange. Er stieg mit seiner fast leeren Reisetasche schon in Mürzzuschlag aus und begab sich dort in ein Touristenausstattungsgeschäft, das er im Sportanzug eines Schiläufers verließ, um mit dem nächsten, südwärts dampfenden Zug weiter zu fahren. Seine Reisetasche, die seine gewöhnliche Kleidung enthielt, hatte er nach Bruck aufgegeben. Am nächsten Vormittag simulierte er, nachdem er von einem sicheren Versteck aus Ecks Wegritt von Pachern beobachtet hatte, zu rechter Zeit einen Unfall und führte die erste Begegnung mit dem jungen Schloßherrn herbei.

Hätte es sich nicht so gefügt, so wäre Müller eben auf irgend eine andere Weise nach Pachern und mit Alfons v. Eck zusammengekommen. Das alles hatte ihm nicht die geringste Sorge gemacht, das gehörte zu seinem Beruf, zu diesem oft so schwierigen Beruf, der Männer mit scharfen Sinnen und geschultem Denken erfordert.

Nicht aber erfordert er Männer mit warmen Herzen und mit einem Bildungsgrad, der sie befähigt, alles Menschliche zu verstehen. Und weil Müller solch ein Mann war, fing jetzt, da alles wie am Schnürchen ging, da eigentlich nur noch zuzugreifen war, die Schwierigkeit für ihn an.

Denn der, den er verfolgte, dem er mit kaltem Blute nachgespürt hatte, der war ihm gütig entgegengekommen, wie einen Bruder hatte der ihn behandelt.

Ja, jetzt fingen für Müller erst die Schwierigkeiten seines Berufes an, und am liebsten hätte er Pachern wieder fluchtartig verlassen.

Siebzehntes Kapitel.

Den Abend brachte Schleinitz-Müller im Arbeitszimmer des Schloßherrn zu. Das war eines der Turmgelasse und befand sich über dem Gemach, das Eck seinem Gast eingeräumt hatte.

Dieser zeigte so großes Interesse an dem alten Bau, daß es wiederum Eck Freude machte, ihn darin umherzuführen.

Die Ecks hatten auch ihre Begräbnisstätte in ihrem Stammhause. Die Kapelle, die sich im Erdgeschoß befand, zeigte Eck seinem Gast zuerst, und da war eine Bemerkung gefallen, die Eck wie für sich selbst gemacht, die aber seinen Gast verstohlen hatte aufschauen lassen. Es gab da verschiedene Totenschilde und Gruftsteine, und in einer Nische stand ein wunderschön gearbeiteter Sarkophag aus weißem Marmor. Er stellte ein antikes Ruhelager vor, und in Lebensgröße lag die Gestalt einer schlummernden, zarten Frau darauf. Ein süßer Duft, der von dorther kam, hatte Ecks Gast zuerst die Blicke nach dieser Richtung wenden lassen. Auf der Brust der Schlummernden lagen weiße Rosen.

„Das ist ja herrlich!“ sagte Schleinitz, sich dem Grabmal zuwendend. „Wer hat hier solche Ideen?“

„Das Grabmal wurde nach Vaters Angaben so gestaltet,“ erklärte Eck. „Er hat seine Frau abgöttisch geliebt.“

Warum sagte der junge Mann nicht „meine Mutter“?

„Ich meinte die Blumen.“

„Die Blumen lege natürlich ich hierher — übrigens erst seit ein paar Tagen,“ setzte Herr v. Eck sonderbar lächelnd hinzu. „Hätte ich dieses Grabmal immer so behandelt und — freilich anderes hätte ich wieder nicht tun dürfen — ich wäre heute ein glücklicher Mensch.“

Das hatte Eck wie nur zu sich selbst gesagt, dann war er einem Träumer gleich aus der Kapelle gegangen.

Und jetzt, eine Stunde später, saß er in seinem eleganten, traulichen Arbeitszimmer als liebenswürdiger Hausherr seinem Gaste gegenüber und erzählte diesem äußerst angeregt ein Jagdabenteuer, das er in der Herzegowina gehabt.

Dieser hörte ihm nicht minder angeregt zu und dachte dabei: „In einem so lieben Raum kann doch nur ein lieber Mensch wohnen. Wenn ich nicht genau wüßte, daß mein Hirn gesund ist, müßte ich beinahe annehmen, daß eine wüste Täuschung mich umfängt."

Zur größeren Bequemlichkeit seines Gastes hatte der fürsorgliche Eck in dem Zimmer, in welchem sie sich befanden, decken lassen. Gegen sieben Uhr kam Lisi mit dem Tischzeug herein.

„Legen Sie drei Gedecke auf," sagte Eck über seine Achsel weg zu dem Mädchen.

Lisi antwortete darauf nicht.

„Haben Sie gehört?" fragte ihr Herr scharf.

„Ja, gnädiger Herr. Und ich soll fragen, ob auch Rotwein zu Tisch kommt oder nur weißer."

„Mailberger und Refosco."

Sehr schroff klang das. Ecks Gast sah, wie der braven Lisi die Tränen in die Augen schossen, und dann, wie froh sie plötzlich wieder lächelte.

Ihr Herr hatte nämlich, vermutlich um seine Schroffheit wieder gutzumachen, sie in geradezu lieber Weise um Wasser gebeten.

Wie da das Mädchen flog, und wie ihre Hand zitterte, als sie ihm das Glas, das auf einem silbernen Tellerchen stand, hinhielt!

Er nahm einen Schluck, schaute zu ihr auf und sagte: „Heute früh war ich ja ganz überflüssigerweise

heftig. Falls Sie nicht sogleich einen anderen Dienst finden — na, kurzum, ich habe Ihre Kündigung nicht ernst genommen."

Lisi wurde blaß und rot, öffnete den Mund, schloß ihn wieder und sagte endlich stockend: „Ich — ich gehe doch lieber, gnädiger Herr. Es — es ist besser so."

Eck redete nichts mehr zu dem Mädchen. Er zuckte nur die Achseln und wandte sich wieder seinem Gaste zu. „Nun, da haben Sie es," sagte Eck, als sie wieder draußen war. „So sind diese Frauenzimmer! Empfindlich über die Maßen, und die Nase tragen sie höher als unsereiner."

„Ich finde auch —"

„Nicht wahr?" unterbrach ihn der junge Mann lebhaft.

„Daß es besser ist, wenn das Mädchen geht."

„Ah so? — Und warum finden Sie das?"

„Haben Sie denn nicht bemerkt, daß das arme Ding in Sie verliebt ist?"

„Nein, das habe ich noch nicht bemerkt. Ich habe überhaupt das Mädchen wenig beachtet. Nicht einmal früher, als ich meine Braut noch nicht kannte. — Also das ist's? Na, da werde ich sie nicht aufhalten."

„Sie sind ja förmlich entrüstet. Lisi ist doch ein schmuckes Mädchen —"

„Ach, Herr v. Schleinitz, mit der Verliebtheit bin ich fertig, seit ich liebe. Nur ist es merkwürdig —"

„Was denn?"

„Daß ich seit einiger Zeit so trüb gestimmt bin," sagte Eck nachdenklich.

Müller horchte auf. Das ging ja vortrefflich. Jetzt würde er bald hören, was er hören wollte.

In diesem Augenblick aber wurde der gemeldet, für den das dritte Gedeck aufgelegt worden war. Es war

Ecks Förster, ein schon recht alter, gemütlicher Weidmann.

Das Gespräch drehte sich nun meist um Jagd- und Forstangelegenheiten. Es wurde auch erwähnt, daß die neuangelegte Rodelbahn in einem sehr guten Zustande sei, wovon der Förster sich an diesem Nachmittag erst überzeugt hatte.

„Wann werden denn die Herrschaften kommen?" erkundigte er sich.

„Am elften Dezember, also am Dienstag."

„Und heute ist der achte. Da werde ich also am Montag den Weg zur Rodelbahn kehren lassen müssen?"

„Das hat bis Dienstag vormittag Zeit. Meine Braut schrieb mir, daß Doktor Malten am Morgen noch nicht abkommen könne. Die Gesellschaft wird also erst um ein Uhr dreißig in Bruck anlangen."

„Also am Dienstag!"

„Die zwei Schlitten und der Break werden ausreichen."

„So viele kommen? Und der Herr Doktor Malten auch? Das ist ein gar lieber Herr! Der kuriert nicht nur die Kranken, der unterstützt sie auch. Das weiß ich durch unseren Heger. Der hat einmal im Grazer Spital gelegen, zu der Zeit, als Doktor Malten noch Assistenzarzt dort war."

„Ja, er ist ein guter Mensch," bestätigte Eck nachdenklich und setzte nach einer Weile hinzu: „Und ein Mann von feinstem Ehrbegriff."

„Die Frau Gräfin wird auch kommen?"

Eck lachte. „Natürlich!" sagte er heiter. „Die jungen Damen können doch ohne Gardedame nicht zu einem Junggesellen kommen! Übrigens — Sie schwärmen ja für die Gräfin."

„Tu' ich auch! Die Gräfin ist ein Engel!"

„Sie haben ganz recht," meinte Eck weich.

Der Förster war mit seinen Gedanken schon wieder anderswo. Er sagte: „Aber das Reisig schicke ich schon Montag."

„Gewiß! Wir haben ja schon angefangen, den Eingang vom Schloß zu schmücken."

„Die Lisi ist doch ein spaßiges Mädel!"

„Wie kommen Sie denn wieder auf die Lisi?"

„Wie ich vorhin gekommen bin, haben der Kutscher und der Stallbursche gerade das ‚Willkommen' probiert. Es nimmt sich wirklich hübsch aus. Die Buchstaben aus Schneerosen leuchten ordentlich heraus aus dem dunklen Tannengrün."

„Ist das nicht ein bißchen zu früh fertig geworden?" fragte Eck. „Werden die Schneerosen nicht welk sein bis Dienstag?"

„O nein, gnädiger Herr, die halten acht Tage aus."

„Also was ist's mit der Lisi?"

„Na also — die zwei stellen das Riesenschild auf, und die Lisi schaut ihnen zu, da sagt der Kutscher: ‚Das gilt doch eigentlich nur unserer künftigen gnädigen Frau.' Da fängt das Mädel plötzlich zu heulen an und läuft davon."

Schleinitz lächelte, Eck sah recht ärgerlich aus.

Der Förster fing glücklicherweise jetzt vom Armenhaus zu reden an, und obwohl Eck abwinkte, kam es doch zutage, daß er für die Ortsarmen eine namhafte Summe gespendet hatte.

„Ich weiß ja, daß der gnädige Herr es nicht gern hat, wenn man von seinem guten Herzen redet," wendete sich der Förster zu Schleinitz, „und eigentlich brauchte man darüber auch kein Wort zu verlieren. Wenn einer nur acht Tage bei uns in St. Florian ist, weiß er schon, daß jeder unseren gnädigen Herrn gern hat."

„Jetzt hören Sie aber einmal auf!" mahnte Eck verdrossen.

„Die Kinder laufen ihm auf Schritt und Tritt nach," redete der Alte weiter. „Ich hab' aber auch mein Leben lang noch keinen anderen jüngeren Mann gekannt, der ein solches Herz für arme Kinder gehabt hätte, wie's unser gnädiger Herr hat."

„Also gut! Ich hab' halt einmal Interesse für arme, elternlose Kinder. Da kann man nichts machen. Jetzt aber hab' ich auch Hunger und — da kommt ja das Essen. Herr v. Schleinitz, soll ich Ihnen beim Aufstehen helfen?"

„Ich danke. Es geht schon wieder ganz gut. Ich fühle fast keine Schmerzen mehr."

„Das freut mich. — Ah — Sie, meine Liebe, sind selbst zu uns heraufgestiegen? Warum trägt denn nicht die Lisi auf?"

„Sie ist ja ganz verheult, das dumme Ding," erklärte die Wirtschafterin. „Ich weiß gar nicht, was sie hat."

Man aß und rauchte dann und plauderte, und es wurde ein recht gemütlicher Abend.

Es war schon zehn Uhr vorüber, als der Förster ging, und dann auch die beiden Herren einander gute Nacht sagten.

Der Gast des Hauses schlief nicht übermäßig gut. Zu viele Gedanken sind der Nachtruhe nicht förderlich.

Am anderen Morgen beim Frühstück erklärte er, daß er sich wohl genug fühle, um den beabsichtigten Besuch in Laibach machen zu können.

„Wie lange werden Sie dort bleiben?" erkundigte sich Eck.

„Gar nicht lang — und wenn Sie es mir gestatten, hole ich meinen Rucksack und meine Schier auf der Rückfahrt hier ab."

„Ich hätte Sie so gern Dienstag hier gehabt. Da wird es doch ein bißchen festlich in meiner alten Klause aussehen.“

„Nun, das könnte ich schon einrichten.“

„Das wäre nett! Also — abgemacht! Dienstag sind Sie wieder hier, und dann kann ich hoffentlich noch für eine Weile auf Sie rechnen.“

„Das wird sich finden.“

Eck reichte seinem Gaste die Hand und wunderte sich, daß dieser gar so zögernd die seinige hineinlegte. —

Kurz nach ein Uhr mittags verläßt ein südwärts fahrender Schnellzug die Station Bruck. Mit diesem Zug fuhr Schleinitz-Müller ab. Sein Ziel war übrigens nicht Laibach, sondern Triest.

Auch Eck war vor ein paar Tagen in Triest gewesen, und Lisi hatte dann auf seinem Schreibtisch die Karte eines Goldschmiedes gesehen, dessen Rufname Umberto war. Und an Alfons v. Ecks Uhrkette hing wieder ein Kleeblatt, genau solch ein Kleeblatt, wie Müller eines in seiner Brieftasche bei sich trug.

Es lag also klar auf der Hand, daß der unselige Mann in Triest gewesen war, um dort, wo er vielleicht das ihm abhanden gekommene Anhängsel gekauft hatte, sich genau wieder ein solches zu verschaffen oder sich eines nach genauen Angaben anfertigen zu lassen.

Müller würde also in Triest kaum etwas Neues erfahren, jedenfalls nichts, das an der schauerlichen Tatsache, daß Eck die alte Frau Schubert getötet hatte, etwas ändern konnte. Er fuhr auch gar nicht dahin in der Erwartung, etwas Wichtiges zu erfahren, sondern nur, um den schrecklichen Augenblick der Verhaftung noch eine Weile hinauszuschieben.

Er kam erst spät abends in Triest an. Natürlich waren alle Geschäfte geschlossen. Er suchte also sofort

das Hotel Balkan auf, in welchem er in Triest stets zu wohnen pflegte.

Der nächste Tag war ein abscheulicher Tag. Die Stadt lag wie ausgestorben. Eine wütende Bora, vom Karst herkommend, peitschte dickes Gewölk vor sich her, das bald eisige Regenschauer, bald schweren, klumpigen Schnee über die Stadt schüttete.

Wer nicht hinaus mußte, der blieb heute sicher daheim.

Das war Müller eben recht, denn so konnte er hoffen, den gesuchten Goldschmied sicher aufzufinden.

Während er den sonst etwa viertelstündigen Weg zum Café Specchi machte, den zurückzulegen er heute eine dreimal so lange Zeit brauchte, hatte er Gelegenheit, die Gewalt der Bora gründlich kennen zu lernen. So oft er an eine auf das Meer zuführende Straße kam, bedurfte er seiner ganzen Kraft, um nicht umgeworfen zu werden. Er fühlte sich wie gerettet, als er endlich, durchfroren und ermüdet von diesem langen Kampf mit dem Orkan, in einem behaglichen Winkel des beliebten Lokales saß.

Und da erwartete ihn eine Überraschung.

Das Wiener Tagblatt, das ein Aufwärter, den Deutschen in ihm erkennend, sogleich vor ihn hinlegte, brachte eine den Fall Schubert betreffende Notiz.

Es war da zu lesen, daß der Nichte der Ermordeten am 4. Dezember abends von unbekannter Hand sechstausend Kronen in Banknoten zugeschickt worden seien. Das Geld war in Steinbrück aufgegeben worden, und es sei nicht ein einziges Begleitwort beigegeben gewesen. Fräulein Lindner habe dies der Behörde gemeldet und das Geld sowohl als auch den Umschlag der Sendung daselbst deponiert. Die Adresse war mit Maschinenschrift geschrieben.

—

Natürlich zweifelte Müller keinen Augenblick daran, daß Eck auf diese Weise den unfreiwilligen Raub gutgemacht hatte. Er frühstückte rasch, dann ließ er sich das Adreßbuch geben. Er fand in jenem Teil des Buches, in welchem die Gewerbe zusammengestellt sind, sehr bald zwei Männer unter den Goldschmieden heraus, deren Rufname Umberto war. Der eine von ihnen wohnte in der Via della Cattedrale, der andere so ziemlich am östlichsten Ende der Stadt.

Müller notierte sich beide Adressen und stürzte sich abermals in den Kampf mit der Bora.

Zuerst begab er sich in die Via della Cattedrale. Da hörte er, daß Umberto Vanin, der Goldschmied, den er suchte, nicht daheim sei. Der Arme lag wegen eines Beinbruches seit drei Wochen im Krankenhaus. Seine Wohnung war eine so bescheidene, daß nicht anzunehmen war, ihr Inhaber habe viele Goldwaren auf Lager. Müller erkundigte sich dennoch danach, ob Herr Vanin nicht Gehilfen besitze, die in seiner Abwesenheit Aufträge entgegennähmen. Doch es wurde ihm gesagt, daß Vanin allein sein Geschäft versehe.

Müller ging also wieder. Vergeblich schaute er nach einem Mietwagen aus. Die wenigen Leute, denen er begegnete, drückten sich gleich ihm an die Häuser und mußten immer wieder nach einem Halt suchen, um nicht umgerissen zu werden.

Schlimmer wurde es noch, als Müller auf die Riva dei Pescatori hinaus mußte. Seraja, der zweite der Triester Goldschmiede, welche den Rufnamen Umberto führten, wohnte in einem der letzten Häuser dieser Straße, die am Hafen liegt.

Da waren, wie stets bei Borastürmen, Ketten gespannt, an denen sich die Leute forthalfen. Auch Müller

mußte dieses Hilfsmittel gebrauchen, um zu Serajas Haus gelangen zu können.

Und wieder hatte er kein Glück. Seraja war verreist. Seine Heimkunft wurde indessen für heute abend erwartet.

Müller verbrachte einen recht wenig angenehmen Tag und war froh, als es endlich dunkel wurde. Zu der ihm bezeichneten Stunde fand er sich pünktlich bei dem Goldschmied ein.

Seraja war soeben heimgekommen. Müller wies ihm das in der Hand der Schubert gefundene Vierblatt vor.

„O, ist es gebrochen? So schnell? Wie hat das nur sein können?“ fragte der lebhafte Italiener. Er bediente sich seiner Muttersprache, denn Müller hatte ihn italienisch angesprochen.

Der Mann nahm das Vierblatt in die Hand, und kaum hatte er es besichtigt, da rief er schon: „Das ist ja gar nicht das Stück, das ich letzthin so eilig herstellen mußte. Es hat ja einen glatten Stiel.“

„Wann haben Sie kürzlich ein ähnliches herstellen müssen?“ leitete der alte Detektiv seine Nachforschungen ein.

„Am 2. Dezember abends ist ein Herr zu mir gekommen, um nach solch einem Vierblatt zu fragen. Ich habe den Herrn sogleich wiedererkannt.“

„Wissen Sie seinen Namen?“

„Nein.“

„Woher wissen Sie, daß gerade dieses Kleeblatt bei Ihnen gekauft wurde?“ fragte Müller.

Seraja holte eine Lupe und legte sie und das Kleeblatt vor seinen Besucher hin. „Sehen Sie genau hin. Ihre Augen sind vielleicht nicht so scharf wie die meinen, Sie werden aber doch mein Zeichen auf dem

Rest des Stieles finden. Ein winziges S ist's, ich bringe es unauffällig an jedem Stück an, das aus meinem Atelier hervorgeht."

Der Mann war überaus lebhaft, aber die letzten Worte hatte er sehr langsam gesprochen, und er sah seinen Besucher plötzlich recht mißtrauisch an.

„Wer sind Sie eigentlich?" fragte er dann.

Müller zeigte ihm seine Legitimation. „Sie sehen, daß ich nachzuforschen berechtigt bin."

„Was hat aber dieses Kleeblatt —"

„Beide Kleeblätter!"

„Also was haben beide Kleeblätter mit Ihren Fragen zu tun?"

„Lesen Sie Wiener Zeitungen?"

„Nein."

„Haben die Triester Blätter nichts von der Ermordung einer Frau gebracht, bei der ein Vierblatt gefunden wurde?"

„Ich habe nichts gelesen."

„Dieses Vierblatt wurde gefunden."

„Himmel — und ich bin also in diesen Fall verwickelt?"

Müller lächelte über des nervösen Mannes Aufregung. „Sie brauchen nichts zu fürchten. Mit der Beantwortung einiger Fragen ist die Sache für Sie abgetan."

„Na, dann fragen Sie."

„Also am 2. Dezember, spät abends, kam ein Ihnen schon bekannter Herr hierher?"

„Bekannt war mir der Herr, weil er — im letzten Sommer war es — dieses Kleeblatt hier bei mir gekauft hat."

„Und Sie haben ihn wiedererkannt?"

„Er ist ein auffallend schöner Mensch. Er kam heute

vor acht Tagen und verlangte wieder solch ein Kleeblatt. Ich konnte mich noch gut entsinnen, was ich ihm verkauft hatte, auch hatte er mir den Preis genannt — zweihundertfünfzig Kronen. Es ist nicht teuer. Der Diamant ist ungewöhnlich feurig. Er sagte, daß er sein Vierblatt verloren habe und ein genau solches wieder haben wolle. Ich hätte es ihm gleich sagen können, daß ich genau dasselbe Muster derzeit nicht auf Lager habe, aber ich sagte nichts, ich wollte doch ein Geschäft machen und nahm an, daß der Herr auch ein anderes kaufen werde. Allein er ließ sich auf nichts ein."

„War er aufgeregt?"

„Als er kam, war er's nicht. Aber er ärgerte sich offenbar, als er sah, daß ich seinen Wunsch nicht ganz befriedigen konnte. Ich fragte, ob ich nicht zu anderen Juwelieren schicken solle, vielleicht könne ich ihm ein genau solches Kleeblatt verschaffen, aber das wollte er nicht. Ich selbst mußte eines anfertigen. Dienstag abend konnte ich es ihm abliefern."

„Hat er es sich selbst geholt?"

„Ja."

„War er inzwischen wiederholt bei Ihnen?"

„Nein."

„Also hat er keine große Ungeduld verraten?"

„Nein. Als ich ihn bei der Übergabe des Vierblattes wiedersah, merkte ich ihm keine Ungeduld an. — Jetzt wundere ich mich darüber," fügte Seraja hinzu, „denn er hat natürlich wieder genau solch ein Kleeblatt haben müssen, damit man auf das Fehlen des anderen nicht aufmerksam werde."

„Sehr richtig!" sagte Müller, erhob sich, dankte dem Goldschmied für die gegebene Auskunft und ging.

Der Sturm hatte sich inzwischen etwas gelegt. Man konnte ohne Gefahr seines Weges gehen.

Bis nach Servola ging er in der Dunkelheit spazieren und kehrte erst um, als seine Uhr ihm sagte, daß es bald Zeit zur Abreise sei. Um halb zwölf Uhr ging ein Personenzug nach Norden ab.

Mit diesem fuhr Müller.

Personenzüge waren sonst nicht sein Fall. Diesmal hatte er jedoch einen Grund, gerade diesen Personenzug zu benützen, denn mit demselben Zug würde morgen auch die Rodelgesellschaft in Bruck ankommen.

Müller wußte also, daß er von Graz aus mit den Herrschaften fahren werde.

Simonettas Photographie, die auf Ecks Schreibtisch stand, hatte Müller sich gut angesehen. Er würde die junge Dame also sofort erkennen.

Noch mehr interessierte ihn eigentlich ihre Tante, die ja auch bei der Gesellschaft sein würde, die Dame, an welche die Schubert am jüngst vergangenen 19. Oktober geschrieben hatte: „Es drängt mich, bevor es zu spät dazu ist, noch einmal von der peinlichen Sache —". Das hatte ja Müller bewogen, nach Graz fahren und sich der Gräfin Vivaldi nähern zu wollen. Sein Kollege hatte ihm aber telegraphiert, daß man so schnell nicht zu ihr gelangen könne, und hatte in seinem gleichzeitig mit dem Telegramm abgesandten Brief berichtet, daß es überhaupt ziemlich schwierig sei, einen Weg in dieses hochvornehme Haus zu finden.

Daraufhin war Müller zuerst nach Pachern gegangen.

Die vielen Briefe, welche von dort aus an die Schubert abgesandt worden waren, deuteten ja auf ein Geheimnis hin, das den verstorbenen Herrn dieses Gutes mit seiner einstigen Dienerin verband.

Und von einer „peinlichen Sache" schrieb die Schubert an die Gräfin: bevor es „zu spät" zu irgend etwas

sei. — Wozu zu spät? — Vielleicht um die Baronesse freizumachen von einer Verbindung, die sie später bereuen mußte? Warum hatte die Schubert sterben müssen? Hatte sie damals wirklich der Gräfin geschrieben? Und was? Und wen hatte sie damit geschädigt? Den vielleicht, der ihr das Leben genommen? Warum war der zu ihr gekommen? Wohl kaum mit der Absicht zu morden, denn er hatte ja keine Waffe bei sich. Hätte er sonst das Tischmesser benützt? Und um sich zu bereichern, war der Betreffende auch nicht zu der alten Frau gekommen. Die silbernen Bestecke hatte er ja nur zum Schein mitgenommen. Und ihre Wertpapiere? Waren die nicht etwa bei den Briefen, deren Umschläge in Friebels Händen sich befanden? In solcher Verfassung sortiert man nicht lange. Das Geld war ja nun auch bereits in anderer Form wieder zurückgekommen. Es handelte sich also hier nicht um einen Raubmord, auch nicht um einen Diebstahl aus Habsucht! — Könnte die Gräfin Vivaldi vielleicht aussagen, was eigentlich das Band zwischen Hans v. Eck und der Schubert war? Hätte sie sagen können, wie die Schubert und Alfons v. Eck zueinander standen?

Müller hatte also allen Grund, sehr begierig zu sein, die Gräfin kennen zu lernen. Deshalb fuhr er mit diesem Personenzug, und deshalb fuhr er diesmal sogar erster Klasse.

Achtzehntes Kapitel.

Bisher hatte der alte Detektiv zumeist ein Gefühl großer Befriedigung gehabt, wenn er einem Verbrecher dicht an die Fersen rückte, und wenn es so weit war, hatte es ihn zumeist gar sehr gedrängt, den Schlußakt des Dramas herbeizuführen.

Heute fühlte er nichts von einem solchen Drange in sich. Heute hätte er lieber diesen Schlußakt noch weit hinausgeschoben.

Der Zug aber rollte weiter und immer weiter und brachte ihn seinem Ziel unaufhaltsam näher.

Müller fand wenig Schlaf, so bedrängten ihn die Gedanken.

„Ruhig also war Eck gewesen, gar nicht ungeduldig, trotzdem er zwei volle Tage auf das für ihn so wichtige Kleeblatt warten mußte!“ dachte Müller wieder und wieder.

Und er sah Eck vor sich als den liebenswürdigen, zuweilen sogar heiteren Wirt, der er ihm gewesen war, der ihn, den ihm Fremden, ohne weiteres in sein Haus geladen und ihm so viele Aufmerksamkeiten erwiesen. Im Verlaufe seiner Anwesenheit in Pachern hatte Eck nicht einen Augenblick verraten, daß seine Seele übermäßig schwer bedrückt sei. Ein wenig verstimmt, zerstreut und hie und da melancholisch, das war Eck gewesen, aber wer ist das nicht zuweilen? Und wie beliebt, wie hochgeachtet er war, das hatten des Försters Reden genügend erwiesen.

Müller konnte nicht fertig werden mit all diesen Gedanken, die sich ihm aufdrängten, mit all den Fragen, die er sich, ohne eine Antwort zu finden, selber stellte.

Der Zug war nur schwach besetzt. Zwischen Triest und Laibach befand sich Müller überhaupt allein in seinem Abteil. Von da ab fuhr ein Oberst mit ihm bis Marburg. Als dieser ausgestiegen war, redete Müller mit dem Schaffner, und daraufhin blieb er bis Graz wieder allein.

Von dort an befand er sich aber in großer Gesellschaft. Es drängten sich da mindestens vierzehn Per-

sonen, die offenbar alle den besten Kreisen angehörten, mit ihren Schlitten in die wenigen Abteile erster Klasse. Es war, als sei ein Bienenschwarm hereingeflogen. Unter den Eingestiegenen befand sich nur eine einzige ältere Dame, alle anderen waren noch in den Jahren, in denen der Übermut so leicht obenauf kommt. Zwei Diener, die zu der Rodlergesellschaft gehörten, wurden in einem Wagen dritter Klasse untergebracht.

Es war kein Zufall, daß Gräfin Vivaldi Müller gegenüber zu sitzen kam. Er hatte dies durch den Schaffner bewerkstelligen lassen.

Noch interessanter wäre ihm Simonettas Nähe gewesen, aber diese junge Dame hatte sich, der Anweisung des Schaffners entgegen, in das Nachbarabteil gesetzt.

Die Fahrt von Graz nach Bruck dauert etwa eine Stunde. Sie verging allen wie im Fluge, den jungen Leuten, weil sie lebhaft plauderten, Müller, weil er diesem Plaudern aufmerksam zuhörte und sein Gegenüber studierte. Einmal war er während der Fahrt in den Korridor hinausgetreten. Er hatte sehen wollen, zu wem Simonetta sich gesellt hatte.

Sie redete sichtlich erregt mit einem in den Dreißigern stehenden stattlichen Herrn. Der Mann gefiel Müller, gefiel ihm weit besser als die übrigen jüngeren Herren.

Auch Simonetta mußte seine Gesellschaft der sämtlicher anderen hier Anwesenden vorziehen, sonst hätte sie sich gewiß nicht nur mit ihm allein befaßt.

Als Müller sich wieder auf seinen Platz begab, kam er an zwei der jungen Damen vorbei, die, im Korridor stehend, die Köpfe zusammensteckten. Gerade als er vorbeiging, sagte die eine: „Was nur Simonetta hat? Sie ist wie umgewandelt. Vorhin war sie dem Weinen nahe, und jetzt ist sie die Vergnügteste von uns allen!“

„Ach, laß sie," antwortete die andere junge Dame. „Sie und Malten werden halt wieder einmal miteinander streiten. Die müssen ja immer beieinander hocken!"

„Also dieser Herr ist der Doktor Malten," dachte Müller, als er sich auf seinem Platz niederließ.

Simonetta und Malten waren in der Tat nicht zufällig zusammengekommen. Die Baronesse hatte ihn sofort an ihre Seite gewinkt, als sie eingestiegen war, und Malten war dem Befehl durchaus nicht ungern gefolgt. Er war seiner ja ganz sicher, weshalb hätte er sich also das Vergnügen versagen sollen, mit der heimlich Geliebten zu plaudern?

Sie redeten denn auch ganz in der gewohnten lustigen Weise miteinander und waren bald in einen ihrer Wortkämpfe verwickelt, die seitens des temperamentvollen Mädchens nicht immer stachellos blieben, bei denen aber den Doktor seine Ruhe und sein Humor nie verließen.

„Ich würde an Ihrer Stelle gewisse Patienten gar nicht behandeln," sagte sie eben sehr bestimmt.

Er lachte zuerst, dann wurde er aber rasch ernst. „Sie denken dabei an meine Armenpraxis," entgegnete er mit einer gewissen Schärfe. „Aber gerade die Armen brauchen mich am notwendigsten."

Simonetta schaute ihn einigermaßen erschrocken an. „Ich fürchte, Doktor, Sie halten mich für vollkommen herzlos, weil ich ein paarmal so dummes Zeug redete. Aber Sie irren sich diesmal. Ich dachte an ganz andere Patienten."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel an Frau v. Turzky und an die Elmau. Diese zwei —"

„Nun? Was ist mit ihnen?"

„Die eine schminkt sich, und die andere ist eine Theaterprinzessin,“ fuhr es Simonetta heraus.

„Ist das für mich ein Grund, die Damen nicht zu behandeln?“

„Es ist doch keine von ihnen wirklich krank!“

„Wie genau Sie das wissen!“

„Sie wollen sich nur interessant machen.“

„Mit Stockschnupfen die eine und die andere mit Magenkrämpfen! Es ist richtig, Baronesse, das macht unbeschreiblich interessant!“

„Jedenfalls braucht man deswegen keinen Arzt. Unsere selige Theres hat dafür genug Mittel gehabt.“

„Ich weiß zwar, daß alte Frauen uns Ärzten oft Konkurrenz machen und daß —“

„Daß junge Frauen sich oft interessanten Ärzten anvertrauen.“

„Geht das auf mich?“

„Doktor, Sie sind wieder einmal unausstehlich.“

„Das ist bloß Ihre Meinung, Baronesse.“

„Die Turzky und die Elmau meinen es freilich nicht.“

„Lassen Sie doch diese beiden in Ruhe! Frau v. Turzky tut ganz recht daran, sich zu schminken, sie leugnet es ja auch gar nicht, denn —“

„Denn?“

„Sie gesteht selbst ganz ungeniert ein, daß sie einen recht unvorteilhaften Teint besitzt.“

„Sie sagt das selbst?“

„Gewiß. Die Frau ist sehr gescheit.“

„Freilich ist sie sehr gescheit! Sie spekuliert doch auf Sie!“

„Auf mich?“

„Die Baronin Plessen hat es erst gestern der Tante

gesagt. Und daß die Elmau dasselbe tut, weiß schon die ganze Stadt."

„Nur ich weiß nichts davon. Und ich kann Ihnen sagen, Baronesse, daß die beiden Damen nach dieser Richtung hin mit keinem Gedanken an mich denken. Das muß ich doch wohl am besten wissen."

„Sie sind nur zu vornehm, es zuzugeben."

„Ein Geck müßte ich sein, wenn ich diesen Gerüchten nicht energisch entgegentreten würde. Übrigens wird man ja bald solchen Unsinn nicht mehr reden können."

„Warum nicht?"

„Weil ich vom ersten Mai an nicht mehr in Graz sein werde."

„Was sagen Sie?" rief die Baronesse, und ihr Gesicht wurde bleich, ihre Lippen zitterten.

Malten erhob sich langsam. Ihm ist das Blut zu Kopfe gestiegen, seine Augen leuchten.

Aber nur wenige Sekunden war er so ganz überrascht, so ganz hingerissen von der Erkenntnis des Ungeahnten. Rasch meisterte er sich. An das Fenster tretend, schaute er eine Weile angelegentlich auf das glitzernde Land hinaus, und alsdann begann er, noch immer von Simonetta halb abgewendet, zu reden.

„Ich habe erfahren, daß man zur Leitung eines staatlichen Sanatoriums in Salzburg einen Direktor sucht, und da mir eine derartige Stellung sehr zusagt, habe ich mich um sie beworben."

Verstohlen richtete er jetzt einen Blick nach Simonetta hin. Jetzt war ihre Blässe plötzlich verschwunden, mächtig war jetzt auch ihr das Blut ins Gesicht gestiegen, Leid und Scham raubten ihr offenbar beinahe die Fassung.

Ein bitteres Empfinden wallte in ihm auf. Hat sie es nicht früher gewußt, daß er ihr so viel ist, daß

Todesschrecken über sie kommt, weil er von ihr geht? Ist sie so oberflächlich, daß sie nicht weiß, wie es in den Tiefen ihrer Seele aussieht, oder so abhängig von ihren Spekulationen, daß sie trotzdem Ecks Braut wurde?

Einen Augenblick lang haßte er Simonetta beinahe, dann aber erkannte er, daß er sie nur zu bemitleiden brauchte.

Und so redete er weiter, damit sie Zeit gewinne, sich zu fassen. Er hat sich ja in der Gewalt, dieser Mann von so festem Willen und von so feinem Empfinden.

Es klang schließlich ganz gemütlich, was er über seine Zukunftspläne äußerte.

Die Baronesse hatte sich inzwischen gefaßt. Aber sie wußte es sicher, daß Malten die Ursache ihres Erschreckens durchschaute, daß auch er sie liebte, wie sie ihn. Wie seine Augen leuchteten! Wie ihm das Blut in das Gesicht schoß! Das würde sie nie vergessen.

Sie erhebt trotzig den Kopf und sagt heftig: „Malten, Sie werden diese Stelle nicht annehmen! Sie sind hier doch auch nötig! Und Ihre Mutter befindet sich hier so wohl!“

„Woher wissen Sie das?“ fragt der Doktor, ihr lächelnd in die Augen schauend.

Da flammt ihr hübsches Gesicht wieder, und sie senkt den Blick und wischt voll Verlegenheit von ihrer neben ihr liegenden Pelzjacke irgend etwas weg, das gar nicht zu sehen war.

„Das hat mir recht wohl getan,“ sagt er scheinbar ohne irgend einen Zusammenhang, aber Simonetta weiß genau, was er meint. „Namentlich die Widmung, die Sie Ihrem überreichen Geschenke mitgaben. Ja, ’ne Frauen, die viel arbeiten müssen, die sich nichts

gönnen, und die sich nicht schonen können, die bedürfen sehr der Unterstützung. Daß Sie solchen Frauen Gutes tun — das, Baronesse, freut mich innig."

„Sie selbst haben mir doch erst die Augen geöffnet!"

„Das tut nichts zur Sache."

„O doch. Wenn ich je einmal etwas Richtiges tat, waren Sie der geistige Urheber davon. Sie sehen, ich brauche solch einen Führer."

„Ihr Gatte wird Ihnen ein solcher sein. Er ist ein selten guter Mensch, so ziemlich der vornehmst denkende Mann den ich kenne. Sie werden nicht nur sehr glücklich, Sie werden auch sehr gut in dieser Ehe werden."

„Ich bin also noch nicht gut?" fragte Simonetta scheu aufblickend.

„Doch," antwortete Malten freundlich. „Sie sind schon gut, aber eine Steigerung dieser Eigenschaft ist immerhin noch möglich."

Simonetta preßte die Lippen aufeinander. „Sie geben also jene Idee nicht auf?" fragte sie nach einer Weile ganz leise.

Malten antwortete ernst: „Jetzt ganz gewiß nicht mehr."

Eine von Simonettas Freundinnen kam an dem Abteil vorüber. Er rief sie herein und plauderte so heiter mit ihr, als ob nicht eben so Ernstes hier vorgegangen sei.

„Was ist denn mit Simonetta, Doktor? Hat sie sich wieder mit Ihnen gezankt?" fragte die junge Dame, auf die Baronesse weisend, die auffallend wenig an dem Geplauder teilgenommen hatte.

Malten schüttelte den Kopf. „O nein," gnädiges Fräulein," sagte er, „die Baronesse und ich sind die besten Freunde und stimmen gerade heute in allem Wichtigen durchaus überein. — Es ist doch so, Baronesse?"

„Ja — Herr Doktor — es ist so. Ich bin mit allem einverstanden.“

Simonetta hielt ihm die Hand hin, und er küßte diese Hand, die leise zitterte.

Die Freundin der Baronesse wunderte sich ein wenig über die Feierlichkeit des Doktors. Glücklicherweise entging es ihr, daß Simonettas Augen plötzlich in Tränen standen, und daß der Doktor auffallend blaß war, als er auf den Korridor hinaustrat.

Die junge Dame hatte keine Ahnung davon, daß hier soeben zwei einen wehevollen Abschied gefeiert haben.

Einer der jungen Herren der Gesellschaft, der neben Müller saß, sagte: „Wissen Sie es schon, Gräfin, daß Doktor Malten uns verlassen wird?“

Gräfin Vivaldi sah ihn erschrocken an. „Was sagen Sie da? Ich hoffe, ich habe Sie nicht richtig verstanden.“

„Doch, Gräfin, Sie verstanden ganz richtig. Schon Ihr Erschrecken beweist es. Ich habe die wirklich nicht angenehme Neuigkeit heute bei meiner Base Turzky erfahren. Sie ist über Maltens Entschluß auch völlig außer sich.“

„Wenn ich richtig hörte, so spricht man hier von mir,“ sagte Malten nähertretend.

Die Gräfin sah zu ihm auf. „Lieber Doktor,“ fing sie an, „da gehen Gerüchte über Sie, die mir gar nicht recht sind. Es ist doch hoffentlich nicht wahr, daß Sie Graz verlassen wollen?“

„Handelt es sich darum? Nun, Gräfin, das ist kein Gerücht, das ist Tatsache.“

„Also wirklich? Was haben wir Ihnen denn getan?“

„Verwöhnt haben wir ihn,“ warf eine junge Frau, die lustige Gattin eines hohen Justizbeamten, ein.

„Und da der Doktor Zuckerwerk nicht liebt, dreht er uns einfach den Rücken.“

„Aber mein Herz bleibt hier, Gnädigste,“ scherzte Malten. „Im übrigen haben Sie recht. Es ist mir hier zu gut gegangen, und das vertrage ich fernerhin nicht.“

„Scherzen Sie nicht, Malten. Sagen Sie es uns ernsthaft, warum Sie gehen,“ bat die Gräfin. „Sie haben sich das ja sicherlich wohl überlegt, und somit haben Sie einen triftigen Grund dafür.“

„Den habe ich.“

Warum brach bei diesen Worten ein Blitz aus seinen Augen? Warum lächelte er so froh? Oder war das Täuschung?

Maltens Gesicht war schon wieder ruhig, und gelassen erklärte er, daß er schon lange nach einer derartigen Anstellung trachtete, sich um eine solche beworben und sie erhalten habe.

„Wo werden Sie also künftig leben?“

„In Salzburg.“

„Na, wenigstens auch in einem schönen Ort,“ meinte eine reizende kleine Blondine. Sie war nicht mehr ganz jung und hatte schon drei Verlobungen hinter sich. „Was sagt denn aber Fräulein Elmau dazu?“

„Sie hat heute vormittag die Nachricht mit großer Fassung entgegengenommen,“ erwiderte der Doktor. „Sie bedauert nur eines dabei.“

„Nun?“

„Daß ich nicht ihr Trauzeuge sein kann.“

„Ah — sie heiratet?“

„Und zwar wirklich einen anderen, Gnädige! Und da erst im Juni ihre Hochzeit stattfinden wird, ich aber schon am ersten Mai —“

„So bald schon?“ fällt die Gräfin ihm in die Rede.

„Da werden Sie also auch nicht bei Simonettas Trauung sein, denn die ist für den 10. Mai angesetzt.“

„Nein, bei dieser Hochzeit kann ich auch nicht sein,“ erwidert Malten, und — wenigstens Müller meint so — seine Stimme klingt wirklich belegt. „Aber da sind wir ja schon am Ziele. Meine Damen, beeilen Sie sich! — Gräfin, erlauben Sie?“

Malten war so beschäftigt, sich nützlich zu machen, daß er es gar nicht wahrnahm, daß Simonetta schon ausgestiegen war.

Müller beeilte sich ebenfalls nicht. Er beobachtete, im Korridor stehend, wie Simonetta dem auf dem Bahnsteig stehenden Eck entgegeneilte und ihm beide Hände entgegenstreckte.

Als letzter der Rodlergesellschaft verließ Doktor Malten den Wagen, und erst nach ihm stieg Müller aus. Er hielt sich so lange abseits, bis Eck mit seinen Gästen die Station verlassen hatte. Erst als die Schlitten und der Break weggefahren waren, betrat Müller den Platz, der sich hinter dem Brucker Stationsgebäude befindet.

Er schaute Eck nach, der zu Pferd war und neben dem ersten Schlitten herritt, in dem nebst zwei anderen Damen Gräfin Vivaldi und seine Braut saßen.

(Fortsetzung folgt.)







Ein Wiederfinden.

Erzählung von Walter Kabel.

Mit Bildern von A. Wald.

Durch die südwestafrikanische Steppe zieht im brennendsten Sonnenglast ein einsamer Reiter dahin, vorbei an mannshohen, endlosen Dornenfeldern, deren ausgedörrtes, fahles Gelb sich in der Ferne mit der Farbe des unergründlichen Sandes vermischt, vorbei an den bleichenden Knochen von Tieren und grinsenden Menschenschädeln, vorbei an halbverhungerten Schakalen, die in ihm eine baldige leichte Beute wittern.

Mit geschlossenen Augen hängt der Offizier auf dem abgetriebenen Braunen, der mit seinen kraftlosen Hufen eine breite Spur hinter sich läßt. Immer tiefer sinkt dem Reiter der grüne, zerfetzte Schlapphut in das bleiche, von einem wirren blonden Vollbart umrahmte Gesicht. Der todesmatte Mann merkt es nicht. Er merkt es nicht, daß die Schulterwunde wieder zu bluten beginnt, daß von dem kunstlosen Verbande das Blut den Ärmel entlang sickert und in langsamen Tropfen auf den dürren Boden fällt.

Längst hat Horst Dittmers jene Gleichgültigkeit gepackt, die schließlich nur einen Wunsch kennt: Ruhe zu finden in schnellem Tode und damit das Ende aller Qual. Aber noch stolpert das elende Roß weiter, vielleicht vorwärtsgetrieben von jenem feinen Instinkt,

mit dem es die Nähe eines Wasserlochs auf Meilen wittert.

So geht es weiter, immer weiter in die grenzenlose, stille Wüste hinein. Und bei jedem Schritt des Tieres schwankt der Körper des todwunden Mannes im Sattel vorwärts und rückwärts — vorwärts und rückwärts, gleichmäßig wie ein Uhrpendel, und ebenso gleichmäßig tropft alle fünf Meter ein großer Blutstropfen neben die breite Spur der Pferdehufe in den gelben Sand.

Schon nähert sich die in milchige Dunstschleier gehüllte Sonne dem Horizont, und ein erster kühler Luftzug läßt die Dornenbüsche ihre verdorrten Zweige mit knisterndem Geräusch aneinanderreiben. Aber der dem Tode Geweihte fühlt nicht einmal mehr diesen belebenden Hauch des nahenden Abends. Das Bewußtsein für das Verzweifelte seiner Lage ist ihm völlig verloren gegangen. Im Halbschlaf, während der Fieberfrost immer häufiger seine Zähne leise klappernd zusammenschlägt, eilen in toller Abwechslung die Erinnerungen wie Visionen vor seinem geistigen Auge vorüber, Erinnerungen, die mit der frühesten Jugend begannen, mit jener ersten Fahrt in der Postkutsche, auf der er staunenden Auges als Kind zuerst die Fremde geschaut hat. Und all die Einzelheiten dieser Reise huschen mit greifbarer Deutlichkeit durch sein Gedächtnis, wachgerufen jetzt durch das wiegende Schütteln auf dem Rücken des kraftlosen Pferdes, dieses Schütteln, das so sehr an die Stöße des alten Postwagens auf der sandigen Landstraße von einst gemahnte.

Andere Bilder kommen, immer neue folgen. Und so fliegt nochmals sein Leben vor ihm dahin wie eine Reihe ihn seltsam erregender Bühnenszenen, in denen er mit seinem krankhaft überreizten Hirn jedes Gesicht und dessen wechselnden Ausdruck so deutlich sieht, jedes

gesprochene Wort in seiner besonderen Tonfärbung hört und selbst mithandelt im Kreise dieser Spukgestalten.

Dann ist's plötzlich, als ob der halb besinnungslose Reiter sich mit einer letzten Kraftanstrengung aufraffen will, als ob ein neuer Gedanke ihn die blutunterlaufenen



Augen aufreißen und mit irrem, verständnislosem Blick die Umgebung mustern läßt.

Doch diese Anspannung dauert nur Sekunden. Schon sinken die Lider wieder über die Augen herab, wieder fällt der matte Körper in sich zusammen.

Aber die Gedanken eilen jetzt rastlos den einmal eingeschlagenen Weg vorwärts, jene Strecke seines Lebenspfades, an deren Anfang wie ein Wegweiser

ein Name steht, ein Name, der soeben durch seine Erinnerung zuckte wie ein flammender, einen bestimmten Daseinsabschnitt erhellender Blitz und ihn für Augenblicke wachgerufen hatte aus diesem stumpfen, unbewußten Vorsichhinträumen.

Weiter stolpert das müde Roß. Wieder schwankt der Reiter im Sattel kraftlos hin und her wie ein Uhrpendel. Aber in seinen Ohren klingen die weichen Laute dieses Namens wie ein sehnsüchtiges Raunen fort, und seine Lippen, verdorrt und rissig von Sonnenbrand und Durst, formen immer aufs neue zwei Worte: Ellen Bieler — Ellen Bieler.

Jetzt tritt in das von Krankheit und Strapazen entstellte Gesicht des Mannes ein Ausdruck erhöhter Qual. Sein visionäres Schauen ist angelangt bei jenem Abend, als er zum ersten Male in seinem Leben jene wilde Verzweiflung fühlte, die nur die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit und ihrer heiß bereuten, aber nicht mehr abzuwendenden Folgen hervorrufen kann — bei jenem Abend, der für Horst Dittmers der letzte in dem trauten, von Glückseligkeit einst durchwehten Gemache bei Ellen Bieler war, der letzte, bevor diese das Herz zermarternde Reue ihn in das Grauen dieses furchtbaren Feldzuges, hinein in die öden Strecken der afrikanischen Kolonie trieb.

* * *

Kaum zwei Wochen war es her, daß der junge, von den Frauen so sehr verwöhnte Privatdozent Doktor Dittmers um die anscheinend so kühle, unnahbare Witwe des reichen Fabrikbesitzers Bieler geworben. Aber Horst Dittmers gegenüber vergaß Frau Ellen all ihre Vorsätze, vergaß, daß sie bisher in der ständigen Furcht gelebt hatte, nur ihres Geldes wegen begehrt zu wer-

den. Liebe auf den ersten Blick war's, jene Liebe, die vom ersten Moment das feinste Verständnis für jede Seelenregung, jede Neigung des anderen zeigt, jene tiefe, beglückende Leidenschaft, die in den Augenblicken ihrer höchsten Entfaltung still und wunschlos ist und nur das Herz vor Jubel bis zum Zerspringen weitet. Zwei Wochen stillen Werbens, dann lagen sie sich eines Tages in den Armen — zwei, die das Glück gesucht und nun gefunden hatten und es sich bewahren wollten.

Wollten!

Denn das Unheil, das dieser Liebe ein trauriges Ende bereiten sollte, begann bereits seine tückische Wühlarbeit, nachdem sie kaum die ersten, scheuen Küsse ausgetauscht hatten. Und dieses Unheil beschwor eine Lüge herauf, eine Lüge, die Horst Dittmers nur aussprach, um die Geliebte zu schonen, eine Unwahrheit, zu der ihn nur ein falsches Feingefühl und eine überzarte Rücksichtnahme verleitete.

Frau Ellen machte sich vorsichtig aus seinen Armen los, schaute ihm selig in das verklärte Gesicht. „Horst — ich kann's ja noch gar nicht fassen, daß du jetzt mein bist, mein für immer, du, dem alle Frauenherzen zufliegen, mein — mein!“

Und während sie noch so aneinandergeschmiegt dastanden, flog es plötzlich wie ein dunkler Schatten über Frau Ellens schönes Gesicht. Ihre Blicke nahmen einen prüfenden, forschenden Ausdruck an. „Nicht wahr, Horst, die Welt lügt doch, wenn sie sagt, daß die Verbera dir einst nahe gestanden hat?“ Mit der ganzen Angst der jungen Liebe, des jungen Besitzes fügte sie leise hinzu: „Oder hast du sie geliebt, Horst, liebst du sie vielleicht noch, hat sie noch irgendwelches Anrecht an dich? — Antworte mir, sag mir die Wahrheit, Horst! Ich kann's ja nicht glauben, denn ich würde vor Zorn

und Scham vergehen, wenn ich diese Operndiva mit dir zusammen noch in derselben Stadt weiß."

Dieser Angstschrei eines leidenschaftlich liebenden Frauenherzens raubte dem Manne die ruhige Überlegung, die Fähigkeit, die Folgen seiner Antwort klar zu übersehen. Sollte er denn wirklich diese Stunde durch ein Geständnis stören, sollte er diese schönen Augen mit Tränen füllen, dieser reinen Frauenseele die Ruhe nehmen? Wozu der Geliebten diesen Schmerz antun, da er doch wußte, daß seine Neigung für die Sängerin längst verflogen war wie ein kurzer Rausch, daß er frei sein würde, ganz frei, sobald er es nur wollte.

Da hatte er ihr den zuckenden Mund mit Küssen verschlossen, hatte sie fest in seine Arme genommen und ihr beruhigend zugeflüstert: „Ich bin dein, Ellen, nur dein! Mit niemandem brauchst du zu teilen. Wen sollte ich dir wohl auch vorziehen, du meine Königin — wen? Es lebt ja kein Weib, das dir gleicht!"

Und vertrauensvoll hatte sie dann zu ihm aufgeblickt, unter Tränen gelächelt. „Ich danke dir für diese Worte, Horst. Jetzt erst bin ich ganz glücklich."

Horst Dittmers war es wie ein körperlicher Schmerz bei diesen gläubigen Worten durch das Herz gezuckt. Schon begann die Reue. Und erst nach Tagen hatte er ein immer wiederkehrendes unsicheres Gefühl, ein ihn schwer belastendes Schuldbewußtsein der Geliebten gegenüber einigermaßen überwunden.

Von einer Veröffentlichung der Verlobung wollte Frau Ellen vorläufig noch nichts wissen.

„Laß mir doch das heimliche Glück noch eine Weile. Du bist ja mein, und ich ganz, ganz dein. Wenn erst die Menschen kommen mit ihren leeren Glückwunschphrasen und neugierigen Blicken, dann nehmen sie uns

den feinsten Blütenstaub von dieser rosenroten Seligkeit."

So war Frau Ellens junge Witwenschaft durch einen Frühlingsrausch abgelöst worden, wie ihn kein Dichter heißer, berückender schildern kann. Die Wochen gingen dahin. Die Welt hatte sich längst daran gewöhnt, die reizende Frau in steter Begleitung des hochgewachsenen Mannes zu sehen. Jeden Tag erwartete dieselbe Welt die Entscheidung, die einzig mögliche Lösung dieses vertrauten Verkehrs. Aber vergebens überflogen neidische Augen täglich die Reihe der Anzeigen in den Zeitungen, vergeblich suchten gute Freunde Horst Dittmers zu einer klärenden Äußerung zu veranlassen.

Und dann kam das nie Geahnte, fast Unglaubliche.

Eines Tages war Horst Dittmers aus der Stadt verschwunden, abgereist ohne Abschiedsbesuche, ohne auch nur einen einzigen in das Geheimnis dieser offenbaren Flucht einzuweihen. Nur langsam sickerte die Wahrheit durch. Der junge Gelehrte, der als Reserveoffizier einem der Garderegimenter angehörte, hatte sich als Freiwilliger zur Teilnahme an dem Hererofeldzuge gemeldet und es durch seine Verbindungen im Kolonialamt möglich gemacht, schon mit dem nächsten Truppentransportdampfer Europa verlassen zu können.

Die weiteren Kombinationen schienen nicht schwer. Jedermann glaubte eben, daß der schöne Dittmers sich bei Frau Ellen trotz all seiner Bemühungen einen Korb geholt habe. Niemand ahnte die Wahrheit, erfuhr den wahren Sachverhalt.

Frau Ellen verließ kurz nach der Abreise ihres scheinbar abgewiesenen Freiers gleichfalls die alte Universitätsstadt und wurde erst zwei Monate später in einem Badeort an der Riviera von Bekannten wie-

der entdeckt. Und diese Bekannten, die unzart genug waren, den Namen des verschwundenen Freiers vor der sehr leidend aussehenden jungen Frau zu erwähnen, mußten es zu ihrer Verwunderung erleben, daß Ellen Bieler plötzlich fassungslos zu schluchzen begann und, ihr tränenüberströmtes Gesicht hinter dem Taschentuche verbergend, davonstürzte.

Der wahre Sachverhalt aber war jener letzte Abend, den Horst Dittmers mit aller Deutlichkeit nochmals durchlebte, während er, von Fieberschauern geschüttelt, auf todmattem Pferde die afrikanische Steppe durchirrte.

* * *

Ein Abend in dem mit traulicher Eleganz ausgestatteten Wohnzimmer bei Ellen Bieler. Draußen rieselt ein gleichmäßiger Regen gegen die Fenster, im Kamin singt und flüstert der Herbstwind. Und das Feuer im Kamin fällt mit rötlichem Schein auf zwei Menschen, die in bequemen Sesseln nebeneinander sitzen in inniger Aussprache.

Jetzt, wo keine Scheu ihr mehr die Zunge bindet, beichtet Frau Ellen dem Geliebten endlich das ganze Elend ihrer ersten Ehe.

„So bin ich stets belogen und betrogen worden, betrogen mit einer Rücksichtslosigkeit, die nicht einmal das Gerede der Leute fürchtete. Unsagbar habe ich darunter gelitten, nicht weil ich jenen Mann liebte, sondern weil ich mich durch all die mitleidigen Blicke und versteckten Trostworte wie durch Peitschenhiebe getroffen fühlte. Und darum, versprich mir, Horst, gelobe es mir hier in die Hand: erbaue du mir ein ganzes, vollkommenes Glück, du, den ich allein liebe, belüge mich nie, nie, auch nicht aus sogenannter Rück-

sichtnahme. Ich hasse die feige Unwahrheit, die das Vertrauen zwischen Liebenden untergräbt. Horst, ich flehe dich an, sonst —“

Da war plötzlich wieder in Horst Dittmers die Erkenntnis seiner Schuld riesengroß erstanden wie ein drohendes Schreckgespenst. Alle die reuigen Gedanken, alle die Befürchtungen drängten sich wieder in seiner Seele zusammen und machten ihn stumm, ließen ihn mit nachdenklich gefurchter Stirn schweigend vor sich hinstarren. Und dann kam es über ihn, dieses heiße Verlangen, seine Schuld einzugestehen, sich das Herz endlich freizumachen von dieser Unruhe, die ihm noch immer die trautesten Stunden störte.

Der Wunsch, nicht weiter bedrückt durch eine Lüge neben ihr herzugehen, trieb den selbstbewußten, starken Mann zu einem Geständnis. Besser, daß sie die Wahrheit jetzt durch ihn erfuhr als durch andere, die ihr dann später vielleicht mit giftigen Zungen die Tatsachen in gehässiger Übertreibung schilderten, die lieben Mitmenschen, die so gern in ein friedliches Heim häßliche Saat hineintragen.

So nahm er denn ihre Hände zwischen die seinen und sprach zu ihr, erst stockend und zögernd, dann schneller, überzeugter. Er sprach von jener flüchtigen Neigung, von seinen Beziehungen zu Liane Verbera, mit der er aber sofort nach seiner Verlobung in einer letzten ernsten Unterredung für immer gebrochen habe.

Aber der Fluß seiner Rede stockte. Ellen hatte ihm ihre Hände entzogen, war aufgestanden und vor ihn hingetreten. Das Licht der elektrischen Glühbirne zeichnete in ihr erblaßtes Gesicht scharfe Kontraste, nahm ihm alle Weichheit, ließ ihre Lippen in zornigem Weh zucken und beben, daß es ihnen schwer fiel, jene, gerade jene Worte zu formen.

„Nein, Horst, ich kann dir nicht verzeihen, kann das nicht vergessen, das nicht — nie, nie!“ sagt sie langsam mit mühsam bewahrter Ruhe. Sie denkt ja nur daran, daß er nochmals in der Wohnung jenes Weibes gewesen ist, während sie ihn schon ganz zu besitzen glaubte, jenes Weibes, das sie haßt wie sonst nichts auf der Welt.



In verzehrender Eifersucht schreit sie hinaus: „Geh — verlaß mich! Nie kann ich dir wieder glauben, nie wieder Vertrauen zu dir fassen, zu dir, der es fertig brachte, mich in der ernsten, weihevollen Stunde, in der wir uns fanden, zu belügen! Geh, hab Erbarmen und geh! Laß mich allein — allein für immer, und nimm die Überzeugung mit dir, daß Ellen Bieler auch

hierin ein ganzer Mensch bleiben, nie ihren Sinn ändern wird!“

Vergeblich ist sein beschwörendes Flehen. Und ihm, der sonst so leicht mit klingenden Sätzen jeder Gefühlsregung Ausdruck geben kann, fehlen heute die ernsten Worte, um seiner Verzweiflung den Stempel wahrsten Empfindens aufzudrücken. Diesem drohenden Verlust gegenüber erscheint ihm heute jedes Wort nur traurige, nichtssagende Phrase.

Und sie, die durch seine schwache Verteidigung in ihrer schnell gefaßten Meinung über das Unaufrichtige in seinem Charakter nur noch bestärkt wird, hebt jetzt den Arm und weist zur Tür. „Gehen Sie, verlassen Sie mich sofort!“ Ihre Stimme klingt schneidend, grausam.

Und doch — niemand sieht in ihr Herz, das sich in wildem Schmerze aufbäumt, das sie mit aller Energie niederzwingen muß, um sich nicht zu verraten.

Da erhebt sich seine zusammengesunkene Gestalt langsam aus dem Sessel. „Leben Sie wohl, gnädige Frau.“ Kaum vernehmlich wehen die Worte zu ihr herüber.

Noch eine Verbeugung, dann geht er zur Tür, schlägt den Vorhang zur Seite — und dann wendet er sich nochmals zurück. Ein Stöhnen dringt durch die Stille des Zimmers, ein Laut, der die Nerven der Frau erzittern macht.

Und jetzt findet er endlich Worte, schlichte Worte, doch nur Worte, die nichts mehr ändern können. „Ellen, ich habe gefehlt. Warum ich's tat — du weißt es. Und der Sünder hat freiwillig seine Schuld bekannt, ehrlich, ohne Beschönigung, hab' dich um Vergebung angefleht. Du bist hart geblieben. Weil ich ehrlich war, mein Gewissen entlasten wollte, bricht mein Glück

jetzt zusammen. Aber, Ellen, auch für dich wird vielleicht einst die Stunde kommen, da du einsiehst, daß du die Größe dieser Beichte mit anderem hättest beantworten können, mit dem Mute zum Verzeihen und Vergessen. — Leb wohl, Ellen. Ich habe nur dich geliebt, nur dich. Hab Dank für alles. Ich werde deinen Lebensweg nicht mehr kreuzen."

Der Vorhang sinkt zurück, schnelle Schritte, eine Tür fällt dumpf ins Schloß.

* * *

Auf der durch die Unmenge von Transport- und Krankenwagen breit ausgefahrenen Etappenstraße, die von Okahandja gen Norden führt, schlängelt sich schwerfällig ein endloser Zug Ochsenwagen dahin. Soeben ist der die Bedeckungsmannschaften kommandierende Offizier an den Oberstabsarzt herangeritten, der, wohlversorgt mit Zeltmaterial, Betten und allen nötigen Medikamenten, das bei Hamakari südlich der Waterberge gelegene Typhuslazarett übernehmen und erweitern soll.

„Gut, wenn Sie den näheren Weg genau kennen, Herr Leutnant. Lassen Sie also abschwenken," meint der Oberstabsarzt und wendet sich dann, nachdem der Offizier in kurzem Trabe hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden ist, zu zwei in graue Leinenkleider gehüllte Krankenpflegerinnen, die auf einer großen Holzkiste in einem der Wagen sitzen.

„Wir verlassen jetzt die eigentliche Etappenstraße, meine Damen, und werden über die Wasserstelle Otjekongo unser Ziel zu erreichen suchen. Leutnant v. Mackeroth hofft dadurch einen ganzen Reisetag zu sparen. Sie werden nun diese Sandbüchse auch einmal außerhalb der sogenannten Wege kennen lernen. Ich fürchte

nur, das Bild wird jenseits dieser die Straße so schön eintönig einrahmenden Dornenfelder nicht viel anders werden — eben auch nur Sand, Dorngestrüpp, bleichende Knochen und die liebe Sonne, die es heute



wieder einmal allzu gut mit uns meint. Ja, sehen Sie, meine Damen, Ihr Teint wird bei dieser Glut wirklich kaum viel besser werden.“

Der Oberstabsarzt zwinkert den beiden vergnügt zu und steckt sich dann wieder seine geliebte Zigarre an, die ihn ebensowenig jemals verläßt wie dieser trockene,

wohltuende Humor, mit dem er seine Umgebung über die Unannehmlichkeiten und Strapazen dieser Schneckenfahrt hinwegzuhelfen weiß.

Frau Hauptmann Seidler, deren Gatte zurzeit im Süden der Kolonie gegen die Hottentotten kämpft, und die, nur um in der Nähe ihres Gemahls sein zu können, freiwillig das schwere Amt einer Krankenpflegerin übernommen hat, geht in ebenso leichtem Plauderton auf die Unterhaltung ein.

Ihre Nachbarin dagegen bleibt stumm und schaut weiter verträumt vor sich hin. Nur wenn der Militärarzt, der neben seiner unverwüstlich guten Laune ein ebenso mitfühlendes Herz sein eigen nennt, das Wort direkt an sie richtet, gibt sie einsilbige, fast abwehrende Antwort. Und dann blickt der freundliche Herr sie immer so seltsam prüfend an.

Zwei Wochen kennt Oberstabsarzt Müller nun schon diese eigenartige Frau, die seiner Kolonne in Windhuk zugeteilt wurde. Aber vergeblich hat er bisher das Geheimnis zu lüften gesucht, das ihre Person umgibt. Immer wieder zerbricht Müller sich darüber den Kopf, aus welchen Gründen die anscheinend sehr vermögende junge Witwe auf die abenteuerliche Idee gekommen sein mag, ihr ruhiges, bequemes Dasein drüben in Europa gegen die Wechselfälle dieses aufreibenden Feldzuges und die Gefahren der typhus- und ruhrverseuchten Lazarette einzutauschen. Daß Frau Ellen Bieler nicht aus Übersättigung durch das gesellschaftliche Leben in der Heimat oder aus Hang zu extravaganten Erlebnissen Krankenpflegerin geworden ist, hat er als guter Menschenkenner längst herausgemerkt, und daß sie gerade im heißesten Norden der Kolonie verwendet werden wollte, dürfte auch wohl seine besonderen Ursachen haben. Aber über dieses Ahnen ist

er noch nicht hinausgekommen. Mit ängstlicher Scheu weicht Frau Ellen allen Fragen, so vorsichtig und zart sie auch gestellt sein mögen, aus. Still tut sie ihre Pflicht, übernimmt auf den Lagerplätzen bereitwilligst jede Arbeit, kocht und pflegt unermüdlich die Verwundeten, die man unterwegs auf den Etappenstationen aufgelesen hat. Doch ihre traurigen Augen und ein weher Zug um den feingezeichneten Mund sprechen nur zu deutlich von einem großen, unüberwindlichen Herzensweh.

Der Wagenzug schleicht knarrend und ächzend weiter über die trostlose Steppe dahin. Bei den ersten Anzeichen der nahenden Nacht sind Oberstabsarzt Müller und Leutnant v. Mackeroth vorausgeritten, um eine geeignete Stelle zum Lagern auszusuchen, eine jener tief in ein Dornenfeld einschneidenden Buchten, die den Vorteil bieten, daß nur ihre nach der Ebene hin offene Seite durch Posten bewacht zu werden braucht.

Aber die beiden Offiziere sind heute wenig vom Glück begünstigt. Schon eine Stunde folgen sie vergeblich dem Rande des stachelstarrenden Busches. Inzwischen ist mit der in den südlichen Breiten eigentümlichen Schnelle der Tag in eine dämmerige, sternen- und mondlichtdurchflutete Nacht übergegangen. Wie Silberglanz liegt es jetzt über der schweigenden Wüste.

Plötzlich zügelt der Leutnant sein Pferd und weist mit der Hand vor sich auf den Boden. Eine breite Spur ist dort deutlich zu erkennen. Tritte müder, schleppender Pferdehufe.

Die beiden Offiziere tauschen nur einen Blick und setzen dann wie auf Verabredung ihre Tiere in Trab. Wohl eine Viertelstunde geht es auf den in den Sand gezogenen Rillen entlang. Aber beim Umreiten einer neuen Biegung des hohen Dornengebüsches reißen

sie dann mit einem Male in jähem Erschrecken ihre Pferde zurück.

Keine fünf Schritte vor ihnen liegt ein menschlicher Körper, die Arme weit von sich streckend wie im letzten Todeskampf, und daneben steht mit tief herabhängendem Kopf ein abgetriebener, gesattelter Brauner.

Müller kniet schon neben dem Leblosen, reißt ihm die Uniform auf und legt ihm lauschend das Ohr auf die Brust.*)

Sekundenlang horcht er angestrengt.

„Nur bewußtlos," meint er dann erleichtert aufatmend und erhebt sich wieder.

Inzwischen hat der Leutnant vorsichtig einen beschriebenen Zettel vom Boden aufgenommen. Auf dem Zettel aber steht mit zitterigen Buchstaben zuoberst: „Patrouille von Leutnant Dittmers von zersprengten Hereros überfallen, alles bis auf mich niedergemacht. Hereros ziehen sich in gerader Linie nach Osten zurück."

Noch viel mehr aber steht auf dem zerknitterten Zettel. Mackeroth traut seinen Augen kaum, als er die folgenden Bleistiftzeilen überfliegt. Dann reicht er das Blatt dem Oberstabsarzt hin, indem er kopfschüttelnd sagt: „Ich glaube, wir haben hier soeben entdeckt, weswegen unsere Frau Ellen Bieler nach Südwest gekommen ist. Dieser letzte Gruß ist an sie adressiert — da, sehen Sie die Überschrift."

Wortlos liest der Oberstabsarzt die offenbar im halben Fieberdelirium mühsam niedergeschriebenen Sätze. Und ihr Inhalt packt den abgehärteten, starken Mann seltsam ans Herz.

„Sie haben recht, Mackeroth," meint er sinnend.

*) Siehe das Titelbild.

Und dann setzt er hinzu in einem rührend schlichten Ton, indem er so seinen innersten Gedanken Ausdruck gibt: „Ja, ja, Mackeroth, hier in diesem verteufelten Afrika lernt man wirklich noch an eine Vorsehung glauben!“

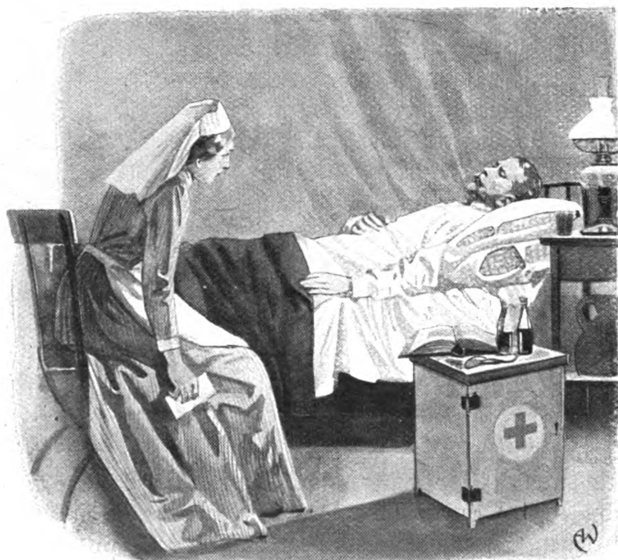
* * *

Die schweren Ochsenwagen der Sanitätskolonne sind zum Kreise zusammengeschoben. Lohende, knisternde Feuer, die die harten Dornenzweige gierig verzehren, brennen in diesem Kreise, und ihr zuckender, rötlicher Schein gleitet wie streichelnd über die in graue Mäntel gehüllten Männer hin, die in flüsternder Unterhaltung um die wärmende Flamme sitzen. So heiß die Tage sind, so kalt sind die Nächte. Seltsam still ist's im Lager. Nicht einmal an den Feuern der schwarzen Ochsentreiber, die sich stets abseits von den weißen Soldaten halten müssen, hört man jene gewohnten, kreischenden Negergesänge wie sonst, nicht das schnatternde Schwatzen und gellende Lachen dieser stets sorglosen Naturkinder. Sie alle wissen, daß dort in dem braunen, schnell hergerichteten Zelt ein todwunder Mann liegt, sie alle sind Zeugen des erschütternden Wiedersehens gewesen, das Ellen Vieler hier in der afrikanischen Steppe mit dem Geliebten feiern mußte.

Die rauhen, durch den blutigen Krieg abgestumpften Männer haben mit weiten, erbarmenden Augen geschaut, wie die bleiche, schöne Frau sich wortlos über den Körper des noch immer Bewußtlosen geworfen hat mit einem Schrei, den die Seelenqual langer Monate endlich auslöste und der dann überging in ein wimmerndes Weinen.

Im Zelte brennt zu Häupten des niedrigen Feldbettes, auf dem der Verwundete ruht, eine Petroleum-

lampe. Ihr Schein fällt auf das unbewegliche Gesicht Horst Dittmers' und die starren, verzweifelten Züge Ellens, die dicht neben dem Lager sitzt und mit angstvollen Augen jeden Atemzug des Kranken überwacht. In ihrer Rechten hält sie jenes Blatt Papier, das der



Leutnant neben dem Leblosen aufgenommen hat. Unzähligemal hat sie sie schon überlesen, diese Zeilen, die mit zitternden Fingern geschrieben sind — der Scheidegruß eines Sterbenden an sie. Und aus den mühsam hingemalten Buchstaben wächst ihr etwas wie ein großer, stiller Vorwurf entgegen. Wie muß dieser Mann sie geliebt haben — nein, wie muß er sie noch immer lieben! Welch ungeheures Sehnen nach dem verlorenen Glück muß ihn stets und ständig begleitet haben, daß

er mit fieberumnebeltem Geiste diese wehen, ergreifenden Worte fand! Und sie selbst? Ist sie nicht doch klein gewesen dieser unendlichen Liebe gegenüber? Wäre es nicht trotz allem, was er ihr angetan, ihre Pflicht gewesen, zu verzeihen, den Mut zum Vergessen und Vergeben zu finden?

Und weiter sinnt und grübelt die einsame Frau. Sie denkt an jenen letzten Abend, als er von ihr ging, an seine beschwörenden Worte, seine ehrliche Beichte, durch die er sein Gewissen zu befreien und sie selbst zu versöhnen hoffte.

Doch was hilft das alles jetzt?! — Ihre Reue, ihre Einsicht sind zu spät gekommen, zu spät ihr in schneller Eingebung gefaßter Entschluß, ihn sich zurückzuerobern durch diese Fahrt in das unwirtliche Land, ein Entschluß, der trotz der geringen Aussicht auf Erfolg doch ihre Gedanken in ruhigere Bahnen führte und ihr ebenso willkommene Ablenkung brachte durch die Vorbereitungen zur Reise und die neuen Eindrücke unter der afrikanischen Sonne.

Und nach all den Monaten der Trennung dann heute dieses Wiederfinden! Einen dem Tode Verfallenen hat sie heute in ihre Arme genommen und das heißgeliebte, mit grauer Staubschicht bedeckte Gesicht geküßt in rasendem Schmerz.

Der Oberstabsarzt hat dabeigestanden und sie dann sachte beiseite geleitet. „Beruhigen Sie sich doch, wir werden ihn schon wieder zusammenflicken. Der Schuß in die Schulter hat ja nichts weiter zu bedeuten. Nur diese übergroße Erschöpfung — hm, ja — Aber nur Mut, kleines Frauchen — Mut!“

So hat er ihr zugesprochen. Aber sie merkte es doch heraus, daß es schlecht stand mit Horst Dittmers, sehr schlecht. Und eine innere Stimme, die sie ver-

geblich durch gläubige, hoffende Gedanken zu beschwichtigen suchte, sagte ihr auch, daß diese einst vor Liebesglück strahlenden Augen sich nicht mehr öffnen würden.

Um Mitternacht war der Stabsarzt zum letzten Male bei dem Kranken gewesen, der noch immer ohne Besinnung, bewegungslos und kaum hörbar atmend dalag. Müller hatte die Temperatur gemessen, hatte das Herz behorcht und war dann wieder gegangen, nachdem er ihr mit mitleidigem Händedruck zugeflüstert hatte: „Eines, liebe Frau Bieler, kann uns niemand rauben — das ist die Hoffnung. Vielleicht geschieht das Wunder, das diesen siechen Körper allein noch retten kann."

Dann war sie wieder allein mit dem Sterbenden. Aber keine Träne, kein Stöhnen befreit mehr ihre schmerzzerrissene Brust. Vor dem niedrigen Feldbett hat sie sich auf die Kniee geworfen und ihr Gesicht in die weichen Decken gewühlt. Sie betet. Und ihre vor wahnwitziger Angst sich überstürzenden Gedanken flehen den Schöpfer an, daß er ihr doch dies Leben lassen solle. Unzählige Gelübde, wie nur eine solche Stunde sie eingibt, kommen über ihre bebenden Lippen, suchen des Schicksals Willen anders zu lenken.

* * *

So geht die Nacht vorüber. Der Morgen kommt mit bleigrauer Dämmerung, die durch die Spalten des Türvorhanges sich hineinschleicht in das stille Zelt, in dem neben der reuevollsten Verzweiflung noch immer das Hoffen wohnt. Noch immer liegt das junge Weib neben dem Lager des Kranken, hält seine Hände umklammert und schaut mit brennenden Blicken in das regungslose, verfallene Antlitz.

Draußen im Lager werden die ersten Geräusche

des anbrechenden Tages hörbar, das Klirren der Waffen, unterdrückte Stimmen und das dumpfe Brüllen der Ochsen.

Im Zelt wird es lichter. Und da, da ist's, als ob der Kranke sich leise regt, den Körper streckt.

Horst Dittmers sucht den gesunden, nicht von dem Verbande eingeschnürten Arm zu bewegen. Schnell gibt sie seine Hände frei. Und dieses Nachlassen des Druckes um seine Finger bringt ihn völlig zur Besinnung. Er schlägt die Augen auf, die erst ruhelos, staunend über die Umgebung hineilen und sich dann festsaugen mit einem Ausdruck unendlichen Entzückens in Frau Ellens nie vergessenen Zügen. Aber die Augen schließen sich wieder. Und über des eben Erwachten Gesicht huscht ein Ausdruck qualvoller Enttäuschung. Seine Lippen zittern, und kaum vernehmbar flüstert er: „Ein Traum — nur ein Traum!“ Und dann ein tiefes, verzweifeltes Stöhnen.

Frau Ellen begreift. Wie soll er auch ahnen, daß das eben geschaute Bild Wirklichkeit ist? Er muß ja annehmen, daß nur der traumbefangene Geist auf seinen phantastischen Pfaden ihm dieses Glück vorgetäuscht hat.

Mit unendlicher Vorsicht beugt sie sich weit über ihn, drückt leise ihre weichen Lippen auf die seinen: „Horst, ich bin's — deine Ellen. Bewege dich nicht, du sollst ja gesund werden, gesund für mich, die nie wieder von dir geht — nie, nie wieder!“

Er will sich aufrichten, fragen. Aber sanft drückt sie ihn in die Decken zurück, streichelt beruhigend seine Wangen und nennt nur bisweilen seinen Namen mit alter Innigkeit.

So schläft er wieder ein. Und seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge sagen ihr, daß es der Schlaf der Genesung ist.

Dann liest sie mit einem sonnigen Lächeln frisch erwachten Lebensmutes nochmals jene ergreifenden Zeilen: „Ellen, ich rufe nach Dir, aber Du kommst nicht. Die Sonne brennt auf mein fieberndes Hirn. Ich sehe die Luft über der Steppe flimmern. Und da hinten ziehen zwei Schakale vorbei und wittern herüber. Sie riechen mein Blut. Und mein Blut tropft in den Sand, bildet einen See, in dem sich die Sonne widerspiegelt. Die Sonne, Ellen! Weißt Du noch, einst nannte ich Dich meine Sonne, mein Leben, mein alles! Ellen, komm — komm, damit ich Dich anflehen kann, damit Du mir vergibst!

Die rote Scheibe versank so glühend hinter den Bergen, und nur die feurige Röte umflammt noch die Spitzen der Dornenbüsche. Ich habe lange bewußtlos gelegen. Jetzt erweckt mich die Kälte. Sie kriecht mir zum Herzen und schüttelt mich. Aber meine Augen sind klar, und wenn ich sie schließe, sehe ich Dich, Ellen, meine Ellen. Das Schreiben fällt mir so schwer. Meine Wunde blutet nicht. Aber die Schakale sitzen da drüben und starren mich an. Ich werde sterben, sterben hier allein, verlassen — für mein Vaterland, für Dich, Ellen. Die Röte am Horizont ist erloschen, die Nacht naht. Ich bin so matt — zum Sterben.

Nacht um mich her. Aber da oben, Ellen, blitzen die Lämpchen am Himmel. Ich habe so lange gebeten. Jetzt kommst Du endlich — endlich! Ich sehe Dich durch die Nacht schreiten. Oh, wie ich Dich liebe, Ellen, wie ich Dir danke, daß Du mich gehört hast! Du kommst immer näher, immer näher, meine Göttin, und Du lächelst so lieb, so lieb wie einst — Du, Du mein Glück —

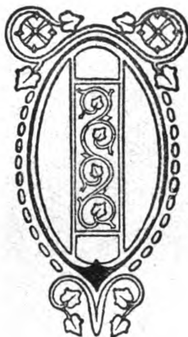
Und jetzt, in Dein Ohr flüstre ich's — nahe, ganz nahe: Ich habe nur Dich geliebt, nur Dich! Und jetzt

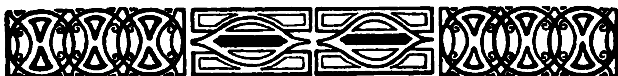
küsse mich, küsse mich, dann werden wir zurückkehren in das traute Gemach, in dem der Frühlingssturm uns im Kamin Märchen erzählte, glücklich werden wir wieder sein, ganz glücklich —“

Schwere Tropfen fallen auf das Blatt, Tränen des Glücks, die Frau Ellen nicht länger zurückdrängt. Und dann streichelt sie leise, leise des Schlafenden Hand.

„Ja, Horst, ich habe gelernt, daß die wahre Liebe stärker ist als alles in der Welt.“

Sie spricht's flüsternd zu ihm, als ob er sie höre. Und im Schlaf gleitet jetzt auch über seine Züge ein seliges Lächeln.





Königskinder.

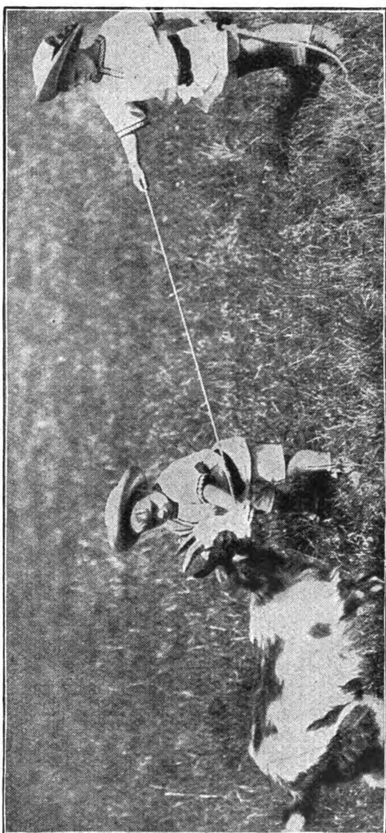
Von R. Zollinger.

Mit 14 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Es gibt ein berühmtes und durch zahlreiche Reproduktionen in weiten Kreisen bekannt gewordenes Bild von Fortuny, betitelt „Die Erziehung eines Prinzen“. Mit ergötzlichem Sarkasmus, aber ohne wesentliche Übertreibung stellt es einen noch im zartesten Kindesalter befindlichen Thronerben dar, den die hohen Würdenträger des Hofes, Generale, Staatsmänner und Gelehrte, in alleruntertänigster Ehrfurcht umschmeicheln und anhimmeln.

Höfische Szenen dieser mehr oder weniger lächerlichen Art mögen sich auch heute noch hie und da abspielen, im großen und ganzen aber sind doch auch für die Erziehung von Königskindern während des letzten Jahrhunderts allgemach vernünftigere Grundsätze zur Geltung gelangt. Die Tage des unumschränkten Absolutismus sind für die meisten modernen Großstaaten vorüber und mit ihnen die schönen alten Zeiten der kritiklosen Abgötterei mit allem, was dem Herrscherhause durch die Bande des Blutes verknüpft ist. Auch ein Kaiser oder König muß sich Liebe und Verehrung seines Volkes heutzutage erst verdienen, und auf unerschütterlicher Grundlage ruhen heute wohl nur noch jene Monarchien, deren Repräsentanten sich durch Tüchtigkeit, Pflichttreue und Lauterkeit des Charakters ihres hohen Amtes würdig erwiesen haben.

Erzog man Prinzen und Prinzessinnen früher vor allem zum Bewußtsein ihres Gottesgnadentums und zu dem gefährlichen Glauben, daß sie von allen anderen Sterblichen schon durch ihre Geburt himmelweit verschieden seien, so muß man in ihrem eigenen Interesse heute darauf bedacht sein, sie zur Erkenntnis ihrer ernsten Pflichten und zu warmer, vorurteilsloser Menschenliebe zu erziehen. Arbeitsfreudige und warmherzige Menschen mit klarem, weitem Blick für alle Verhältnisse des Lebens können eben nimmermehr aus Kindern hervorgehen, deren erste Jugend durch starre höfische Etikette, durch künstlich großgezogenen Dünkel und durch ängstliche Abwehr jeder Berührung mit anderen Gesellschaftsklassen eingeengt und ihrer schönsten Entwicklungsmöglichkeiten beraubt war.



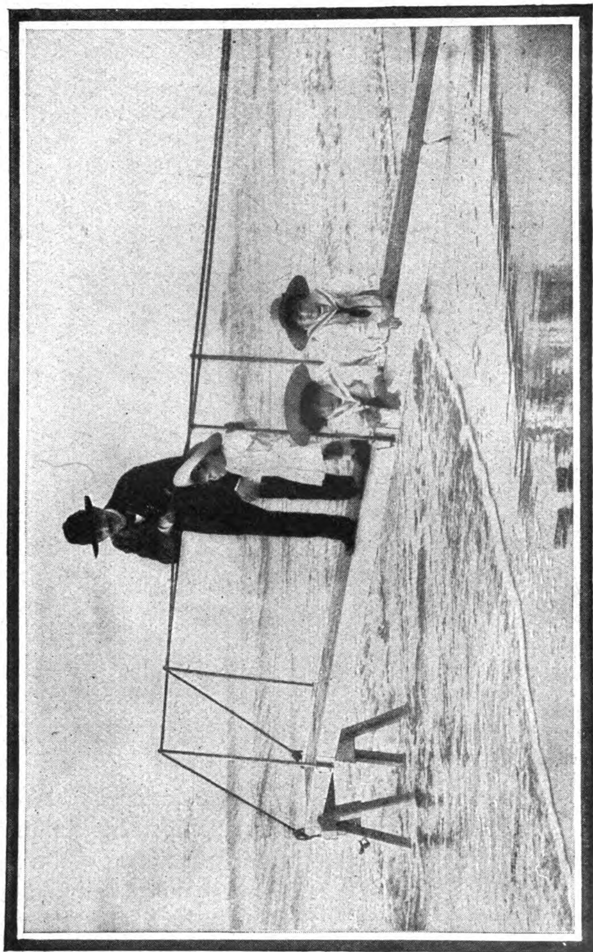
Die älteren Kinder des deutschen Kronprinzenpaares.

Ein treffliches Beispiel für vernünftige Prinzenerziehung haben schon seit Generationen die Hohen-



Großfürst Alexej, der russische Thronfolger.

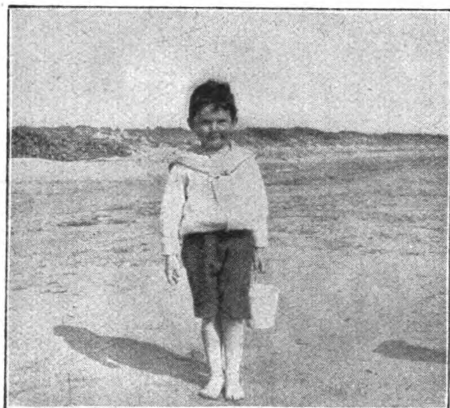
zollern gegeben, und wenn man so vielen Herrschern aus diesem Hause als vornehmste Tugend eine bis zur Selbstverleugnung geübte Pflichttreue nachrühmen darf, so danken sie diesen schönsten Mannesruhm sicherlich



Der König von Italien mit seinen Kindern Jolanda, Mafalda und Kronprinz Humbert.

nicht zum wenigsten den von weiser Hand geleiteten Eindrücken ihrer Kindheits- und Jugendjahre. Es ist bekannt, daß der nachmalige Kaiser Friedrich seine

Söhne gleich den Kindern gewöhnlicher Sterblicher auf das Gymnasium schickte, und wenn auch sein Nachfolger auf dem Kaiserthron dies Beispiel nicht nachgeahmt hat, so hat doch auch er Sorge getra-



Prinz Humbert, Kronprinz von Italien.

gen, daß seine Nachkommen durch eine zweckmäßige Erziehung auf Kadettenschulen und Universitäten gerade in ihrem eindrucksfähigsten Alter vor einseitiger höfischer Beeinflussung nach Möglichkeit bewahrt blieben.

Dieselben löblichen Grundsätze beseelen den Kronprinzen, und wenn von allen Erzeugnissen der Ansichtskartenindustrie wohl keine in allen deutschen Gauen so reißenden Absatz finden wie die reizenden Aufnahmen der in sorgen- und etiketteloser Kinderfröhlichkeit aufwachsenden kronprinzlichen Söhne, so offenbart sich darin nur die natürliche, rein menschliche Zuneigung zu einem liebenswürdigen jungen Paare, das unbeschadet alles kaiserlichen Glanzes in seinem privaten

und häuslichen Leben durchaus nichts Erhabeneres sein will als andere Menschenkinder.

Möge die Reihe unserer Prinzenbilder darum mit der Wiedergabe einer dieser allerliebsten Aufnahmen eröffnet sein, die die beiden ältesten kronprinzlichen Söhne, den am 4. Juli 1906 geborenen Prinzen Wilhelm und seinen Bruder Louis Ferdinand darstellt, der am 9. November 1907 das Licht der Welt erblickte. Inzwischen ist die Ehe des Kaisersohnes bekanntlich mit einem dritten Sprößling, dem am 30. September 1909 geborenen Prinzen Hubertus, gesegnet worden.

Eine eigenartige Zufallsfügung wollte, daß der



Prinzessin Giovanna, die jüngste Tochter des italienischen Königspaares.

heißersehnte männliche Nachkomme in der russischen Kaiserfamilie sehr lange auf sich warten ließ. Die Zarin hatte schon vier Töchtern, den Großfürstinnen Olga, Tatjana, Maria und Anastasia, das Leben geschenkt,

als am 30. Juli 1904 endlich auch ein Knäblein zur Welt kam, das auf den Namen Alexej getauft wurde, und das sich, wie unsere Abbildung zeigt, seither körperlich vortrefflich entwickelt hat. Auch dem jungen Cäsarewitsch werden vernünftigerweise die Freuden der Kindheit so



Die drei ältesten Kinder des Prinzen von Wales.

wenig als möglich beschnitten. Leute, die es wissen können, erzählen, daß der fünfjährige Alexej ein munterer und gut veranlagter, aber auch etwas eigenwilliger Knabe ist, der seine älteren Schwestern nach allen Regeln zu tyrannisieren versteht. Mit außerordentlicher Liebe hängt er an seinem Vater und nächst ihm

an — dem riesenhaften Seemann Stephan, der durch die Gunst des kleinen Großfürsten vom einfachen Matrosen zum Offizier der kaiserlichen Jacht „Standard“ avanciert ist. Seit seinem zweiten Lebensjahre ist Alexej von diesem treuherzigen Riesen fast unzertrenn-



Prinz Johann, der jüngste Sohn des Prinzen von Wales.

lich, und weder Vorstellungen noch Befehle haben bis heute etwas daran ändern können, daß in den Morgen- und Abendgebeten des Knaben der seemännische Spielgefährte und Geschichtenerzähler vor Eltern und Geschwistern den Vorrang behauptet. Eine andere unausrottbare Gewohnheit des künftigen Russenkaisers ist es, seine Gebete mit einem kräftigen „Hurra!“ zu beschließen, seitdem er gehört hat, daß bei Paraden und Besichtigungen sein Vater von den Truppen mit diesem

Zuruf begrüßt wird. Wahrscheinlich denkt er, daß dem himmlischen Herrscher recht sein muß, was dem irdischen billig ist, und es ist der erzieherischen Einwirkung bisher nicht gelungen, ihn von dieser Überzeugung abzubringen. Sehr empfänglich ist sein jugendliches Gemüt für kleine Geschenke, die ja bekanntlich auch unter Erwachsenen geeignet sein sollen, die Freundschaft zu erhalten.

Namentlich eine mit allem erdenklichen Zubehör ausgestattete Miniatureisenbahn, die ihm vom Präsidenten Fallières verehrt wurde, hat es ihm in hohem Maße angetan. Das französische Staatsoberhaupt heißt bei ihm seither nur noch der „Eisenbahnmann", und da zärtliche Eltern bekanntlich sehr geneigt sind, die Zuneigungen oder Abneigungen ihrer Lieblinge auf sich wirken zu lassen, hat diese Spielzeugeisenbahn vielleicht mehr zur Kräftigung und Neubelebung der frankorussischen Allianz beigetragen wie alle staatsmännischen Verhandlungen.

Ein treulich nachgebildetes Exemplar der besagten wunderkräftigen Eisenbahn — man schätzt ihren Wert auf ungefähr zweimalhunderttausend Mark — wurde im Namen des Cäsarewitsch übrigens dem gleichfalls noch im Kindesalter stehenden Kaiser Pu-Yi von China vor kurzem durch eine Spezialgesandtschaft als Geschenk übermittelt und selbstverständlich durch eine entsprechende Gegengabe in Gestalt der kostbarsten chinesischen Spielsachen vergolten.

Auch von den Kindern des italienischen Königspaares sagt man, daß sie bei den Besuchen fremder Fürstlichkeiten sehr eifrig nach dem „Mitbringsel" zu fragen pflegen, und daß sie, unbekümmert um alle politischen Konstellationen, den Freundschaftswert der gelegentlich im Quirinal erscheinenden Staatsoberhäupter lediglich nach dem Maße abschätzen, in welchem

diese Geschenke ihrem Geschmack und ihren Erwartungen entsprechen.

Von der natürlichen Munterkeit und kindlichen Liebenswürdigkeit der italienischen Königskinder weiß man in Rom eine Unmenge der niedlichsten Geschichten zu erzählen, die um so mehr Glauben verdienen, als sich die Prinzessinnen Jolanda Margherita (geboren am 1. Juni 1901), Mafalda (geboren am 19. Novem-



König Alfons von Spanien mit seinem zweiten Söhnchen Don Jaime.

1902) und Giovanna (geboren am 13. November 1907) ebenso wie der am 15. September 1904 geborene Kronprinz Humbert der liebevollsten Erziehung und persönlichen Fürsorge von seiten ihrer Eltern zu erfreuen haben. Sowohl der König wie seine schöne Gemahlin sind allezeit der Mahnung eingedenk: „Geh fleißig um mit deinen Kindern!“ und es hat ihre Beliebtheit beim Volke gewaltig erhöht, daß man sie an allen möglichen Orten gleich schlichten Bürgersleuten mit ihrem niedlichen jungen Nachwuchs plaudern, lachen und spielen sieht.

Der künftige König von Großbritannien, der Prinz von Wales, läßt seine Kinder Eduard Albert, Albert, Viktoria und den jetzt im fünften Lebensjahre stehenden Prinzen Johann öffentlich seltener sehen; sie haben darum bis jetzt auch weniger Gelegenheit gehabt, das Interesse des englischen Publikums für sich zu gewinnen.

Um so bereitwilliger pflegt König Alfons von Spanien die weitesten Kreise zu Zeugen seines jungen Familienglückes zu machen. Ihm sind bekanntlich, nachdem am 10. Mai 1907 der Thronerbe Alfonso geboren war, schon zwei weitere Nachkömmlinge geschenkt worden, am 23. Juli 1908 ein Söhnchen, das auf den Namen Jaime, und am 22. Juni 1909 eine Tochter, die auf den Namen Beatriz getauft wurde. Während der ältere Infant ganz das Gesicht und die Art seiner hübschen, stattlichen Mutter geerbt hat, ist „Don Jaime“ von einer geradezu frappanten Ähnlichkeit mit seinem durch äußere Schönheit bekanntlich nicht im Übermaß ausgezeichneten Papa. Die Nase, das Kinn und die berühmte habsburgische Oberlippe bilden eine getreue Wiederholung des charakteristischen väterlichen Antlitzes, und besonders erfreulich für den kleinen Prinzen ist es, daß daneben auch das liebenswürdige Temperament


Königin Wilhelmina von Holland mit ihrem Töchterchen Juliana.

und die unverwüstliche Lustigkeit seines Vaters auf ihn übergegangen sind. Wie die meisten Personen seiner Umgebung den König niemals anders als lachend gesehen haben, so hat sich auch der jugendliche Jaime durch seine Fröhlichkeit alle Herzen gewonnen, obwohl selbst die hartgesottensten höfischen Schmeichler sich schwerlich zu der verwegenen Behauptung aufraffen dürften, daß er ein besonders schönes Kind sei.


Prinz Leopold und Prinz Karl, die Söhne des Königs von Belgien.

In frischer Erinnerung noch ist der schier ungemessene Jubel, der die Niederlande durchhallte, als Hollands allbeliebte Königin Wilhelmina nach achtjähriger kinderloser Ehe am 30. April 1909

einem Töchterchen das Leben schenkte und damit, menschlicher Voraussicht nach, den Bestand der Dy-



Kronprinzessin Margarete von Schweden mit ihren Söhnen Gustav Adolf und Sigvard.

nastie sicherte. Die kleine Juliana ist der Stolz und die Hoffnung aller Holländer, und wenn je die Kindheit eines Königssprossen von der Liebe eines ganzen Volkes

umhegt und begleitet wurde, so wird das bei diesem Prinzeßchen der Fall sein, das man natürlich zu einer ebenso frischen und lieblichen Jungfrau heranblühen

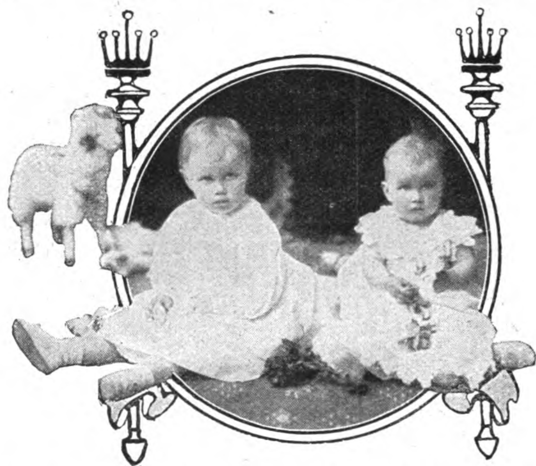


Prinz Nikolaus, der zweite Sohn
des rumänischen Kronprinzenpaares.

zu sehen hofft, wie es ehedem ihre so früh mit der Königskrone geschmückte Mutter gewesen.

Im Nachbarlande Belgien, wo man sich während der letzten Jahrzehnte der Loyalität nach und nach in ebenso begreiflichem als für die Dynastie bedenklichem Maße entwöhnt hatte, ist mit der Thronbesteigung des Königs Albert augenscheinlich ein neuer und besserer

Geist eingezogen. Von galanten Abenteuern und sonstigen Seitensprüngen des eben zur Regierung gelangten Monarchen wird man sich voraussichtlich um so weniger zu erzählen haben, als jedermann im Lande weiß, in wie glücklicher Ehe er seit dem Jahre 1900 mit einer Tochter des jüngst verstorbenen prinzlichen Augenarztes,



Prinzessin Olga und Prinzessin Elisabeth, die Enkelinnen des Königs von Griechenland.

Herzogs Karl Theodor in Bayern, lebt. Dieser Verbindung sind bis heute die beiden auf unserem Bilde dargestellten Söhne Leopold (geboren am 3. November 1901) und Karl (geboren am 10. Oktober 1903), sowie das am 4. August 1906 geborene Töchterchen Marie entsprossen.

Auch die Thronfolge im Hause Bernadotte, das den schwedischen Königsthron innehat, ist durch blühenden Nachwuchs hinlänglich gesichert. Die junge Kronprinzessin Margarete ist bereits glückliche Mutter zweier

Knaben, des am 22. April 1906 geborenen Prinzen Gustav Adolf und des Prinzen Sigvard, dem am 7. Juni 1907 in Schloß Drottningholm zum ersten Male das Licht dieser Welt leuchtete.

Dem König Karol von Rumänien und seiner Gemahlin, der menschenfreundlichen Dichterin Carmen Sylva, ist nur ein kurzes Elternglück beschieden gewesen. Sie sind kinderlos, und der Bestand der Dynastie wurde dadurch gesichert, daß der König den zweiten Sohn seines ältesten Bruders, den Prinzen Ferdinand, zum Thronfolger proklamierte. Wenn der rumänische Kronprinz naturgemäß bislang nicht viel von sich reden machen konnte, so ist seine ungewöhnlich schöne Gattin durch ihre in unermeßlicher Zahl verbreiteten Bildnisse um so bekannter geworden. Der Liebreiz ihrer zarten und doch königlichen Erscheinung ist auch ihren fünf Kindern zuteil geworden, von denen wir das vierte, den als zweiten Sohn des Kronprinzenpaares am 5. August 1903 geborenen Prinzen Nikolaus, im Bilde vorführen. Die von seiner Mutter aufgenommene Photographie des hübschen Jungen wirkt um so drolliger, als der Dargestellte sich nichts davon träumen ließ, daß er zu ewigem Gedächtnis auf der verräterischen Platte festgehalten wurde,



Prinz Tessama von Abessinien.

während er vermeintlich in aller Stille und Heimlichkeit damit beschäftigt war, eine Säule des Palastes durch farbige Bemalung künstlerisch zu „verschönen“.

Am wenigsten beneidenswert unter allen europäischen Königskindern sind augenblicklich vielleicht die kleinen Prinzen und Prinzessinnen des griechischen Hofes, denn das Volk der Hellenen ist wieder einmal unruhig geworden, und die Dynastie steht zurzeit auf recht schwankem Grunde. Glücklicherweise ahnen die beiden kleinen Mädel auf unserer Photographie noch nichts von den Wirrnissen und Gefahren, die sie umgeben. Es sind die Prinzessinnen Olga (geboren am 29. Mai 1903) und Elisabeth (geboren am 11. Mai 1904), Töchter des Prinzen Nikolaus, dritten Sohnes König Georgs.

Den Beschluß unserer Bilderreihe macht ein exotisches Fürstenkind, der kleine Prinz Tessama von Abessinien, der sich vielleicht auf eine stolzere Ahnenreihe berufen kann als alle seine jungen Standesgenossen in Europa. Denn sein Großvater, der Negus Negesti, der König der Könige, leitet seine Abstammung ja von keinen geringeren Stammeltern als dem König Salomo und der Königin von Saba her. Der Nachweis mag nicht ganz lückenlos zu führen sein. Aber sollte dasselbe nicht auch von mancher ahnenstolzen Dynastie unseres Kontinents gesagt werden können?







Das blaue Herz.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Aber Mutter, fangen wir denn immer noch nicht an?" fragte äußerst mißvergnügt und offenbar mehr von Mittagshunger als Sohnesliebe erfüllt, Konrad Kruse seine nun schon langsam im Scheitelsilber schimmernde, aber immer noch stattliche, gütig lächelnde Mutter, die Frau Justizrat Hedwig Kruse, die am Erkerfenster des Speisezimmers saß, sich gleichmütig und heiter gebend, obgleich eine leise innere Unruhe und Verdrießlichkeit ihr längst im Kopfe rumorte.

„Nein, mein Junge," entgegnete sie gelassen. „Es hat daher auch gar keinen Zweck, daß du mit deiner Gabel die Haltbarkeit unserer Tellerränder noch weiterhin erprobst. Oder ist es dir mehr um musikalische Wirkung zu tun? Jedenfalls betrag dich nicht wie ein ausgehungerter Kannibale und steh vom Tisch auf! Die Jugend hat nirgends besser Gelegenheit, ihrer Erziehung ein bißchen Ehre zu machen als bei den Mahlzeiten!"

Konrad legte errötend die Gabel nieder und stand auf. „Ich bin schon ganz schief vor Hunger," konnte er sich aber doch nicht enthalten, anklagend zu bemerken.

„Dann geh an dein Reck im Garten und turn dich wieder gerade!" riet ihm Frau Hedwig.

„Essen wir immer noch nicht, einzigstes Mamachen?“ klang nun auch aus dem Nebenzimmer eine Mädchenstimme, und ein reizvoller Blondkopf mit graziöser Wellenfrisur und tiefbraunen, sprühenden Augen darunter wurde hinter dem Vorhang sichtbar. Es war die Älteste von Justizrats, die achtzehnjährige Helene, die vor kurzem aus einer Lausanner Pension — Affendrehbank nannte der Justizrat das ebenso kostspielige wie zimperliche Institut — in das Elternhaus zurückgekehrt war.

„Nicht, bevor Papa kommt oder Nachricht schickt,“ erhielt sie als Bescheid.

Da kam sie mit ein paar huschenden Schritten näher, umhalste die Mutter und flüsterte an ihrem Ohr: „Es ist nicht meinetwegen, Mamachen. Tilla aber ist sehr übellaunig. Sie meint, wenn ihr Papa je so rücksichtslos gewesen wäre, hätte ihre Mutter andere Saiten aufgezogen als du.“

Frau Kruse seufzte leicht und hielt ihr Kind liebkosend fest. „Tilla versteht das nicht. Sie ist zu sehr verwöhnt worden. Und ihr Vater stand ein bißchen sehr unter dem Pantoffel. Bei uns ist das umgekehrt, wie du weißt. Gott sei Dank umgekehrt! Im übrigen zeugt es nicht von übermäßig viel Takt, in einem Hause, dessen Gastfreundschaft man genießt, derartig Kritik zu üben. Aber Tilla ist eben im Zuschnitt verdorben. Man hat ihr so lange vorgeredet, daß sie Ansprüche machen darf, weil sie reich ist, bis sie — na, sagen wir die richtige Schätzung so gut wie eingebüßt hat, die ein junges Mädchen nun einmal für den Reiz der Bescheidenheit besitzen muß.“

Nach dieser pädagogischen Belehrung gab sie ihrem nachdenklich gewordenen Kinde einen Kuß auf die Stirn und dann einen auf den Mund.

„Sie ist überhaupt kein Vorbild für dich, Lenchen," fuhr sie dann fort. „Aber sie ist doch ein recht bedauernswertes Geschöpf trotz ihres Reichtums. Vater und Mutter in demselben Jahre zu verlieren, bleibt ein harter Schlag, so glänzend sie sich auch das Leben gestalten kann. Und darum sei lieb zu ihr, wenn dir auch nicht alles gefällt, was sie sagt und treibt. Und wenn du kannst, verhindere es nach Kräften, daß sie mit den jungen Herren allzuviel flirtet. Du hast ja freilich nach dieser Richtung hin wohl noch keinerlei Erfahrungen, worauf ich nicht wenig stolz bin. Oder durftet ihr im Institut etwa —?"

„Wo denkst du hin, Mama!" unterbrach sie Helene errötend.

„Na, ja doch, ich weiß ja, Liebling! Also lenke sie ab von solchen Torheiten. Es paßt weder in ihr Trauerjahr, das sie in den Garderobefragen ja so peinlich streng berücksichtigt, noch ist es ehrlich. Denn sie denkt gar nicht daran, sich hier zu binden. Aber das Kokettieren ist ihr gewissermaßen Bedürfnis. Sie muß wohl schon früh Gelegenheit gehabt haben, sich darin zu üben. Danke Gott, Kind, daß du vor dergleichen frühreifen Torheiten behütet worden bist. — Da kommt übrigens Papa endlich. Schnell, gib das Gongzeichen und laß Marianne die Suppe auftragen. Unser Junge steht dicht vor dem Verhungern. Nicht, Konrad?"

„Na, viel fehlt wenigstens nicht!" erklärte der Quartaner gnädig und reckte die Arme im Vorgefühl des Sturmangriffs auf den Sonntagsbraten.

Ein paar Minuten später saßen sie alle eifrig löffelnd um den Familientisch.

„Verzeih, daß ich dich habe warten lassen müssen, Hedwig," sagte der Justizrat, der gegen seine Gewohnheit schweigsam und ernst seinen Platz eingenommen

hatte. „Aber wenn die Leute sich in die Haare fahren — und es sind alte Freunde von einem, so muß man zu schlichten suchen, ehe der Riß weiter und weiter wird.“

„Wer sind denn die Unfriedlichen?“ fragte Frau Hedwig überrascht.

„Konsul Dobenschütz und der Lammwirt.“

„Der gutmütige alte Ziegler? Ja, was ist denn da vorgefallen?“

„Ach, ein Streit um den Rotspon, den der Konsul für das ‚Lamm‘ als Tischwein geliefert hat. Er soll gefälscht sein. Wenigstens behauptet das Ziegler, der es natürlich nicht aus sich hat. Denn von Bordeauxweinen versteht er noch viel weniger als von Rhein- und Moselweinen. Seine Zunge ist nur auf Bier geeicht. Aber da ist so ein junger Dachs, von der Zuckerfabrik draußen, Chemiker oder was der Kerl ist, den Doktortitel hat er auch, der hat's dem Lammwirt eingeredet. Er hätte eine Probe gemacht damit, die er jeden Tag wiederholen könne, es sei Heidelbeersaft dazwischen. Daraufhin hat Ziegler den Konsul angebohrt. Aber der hat ihn ausgelacht. Das sei Unsinn. Den Wein bekomme er von einer streng reellen Bordoleser Firma, die nur echte Marken liefere, und sein alter Kellermeister, auf den er sich seit dreißig Jahren verlasse, ziehe ihn eigenhändig auf Flaschen. Da sei nichts Unrechtes drin, und er solle sich nichts aufbinden lassen von so einem neunmalklugen Retortenschnüffler.“

„Ich glaube ihm das,“ sagte Frau Hedwig mit Nachdruck. „Dobenschütz ist geradezu peinlich in geschäftlichen Dingen. Jede beanstandete Flasche tauscht er ohne Weigerung um und —“

„Ganz meine Meinung!“ unterbrach sie der Justizrat. „Und Ziegler hätte wahrhaftig die Sache auf sich

beruhen lassen können, da ihm der Konsul für den noch vorhandenen Rest etwas anderes als Ersatz zur Verfügung gestellt hat. Aber wie das so kommt: irgendwer muß diesem Chemiker, Karstensen heißt das Kärnickel, des Konsuls abfällige Worte hinterbracht haben. Kurz und gut, heute beim Frühschoppen im ‚Lamm‘ fängt der Krakeel glücklich wieder an. Karstensen stellt den Konsul zur Rede, Ziegler mischt sich hinein, der Streit geht hin und her, der Konsul wird hitzig, der Chemiker verbittet sich alle Anzüglichkeiten und erhärtet seine Behauptungen durch eine Kreideprobe, die jener wieder als Unsinn bezeichnet. Ziegler verlangt einen Teil des bezahlten Kaufpreises zurück, den Dobenschütz verweigert, weil das ja wie ein Zugeständnis aussehen würde. Und das Ende vom Liede war trotz meiner Begütigungen und Einigungsversuche ein offener Bruch, der natürlich ein paar Klagen nach sich ziehen wird.“

„Und darüber sind Sie so grimmig? Lieber Herr Justizrat, dabei können Sie doch nur profitieren!“ klang hier Fräulein Tilla Uppenkamps silberhelle Stimme auf, die sich samt ihrem heiter lächelnden Gesichtchen voll pikantesten Reizes in einem sonderbaren Gegensatz zu ihrem, tiefste Trauer markierenden Kostüm befand. „Von Prozessen leben Sie doch!“

„Sie stammen aus einer praktischen Familie, liebes Kind — das spürt man,“ bemerkte trocken der Justizrat. „Aber ganz abgesehen davon, daß mir Ihr sogenannter ‚Profit‘ in einem Falle wie dem vorliegenden ganz und gar keine Freude macht, ich komme dabei in die häßliche Lage, die Interessen des einen meiner alten Freunde gegen die des anderen vertreten zu müssen.“

„Könntest du nicht beide ablehnen?“ fragte Frau Hedwig.

„Zwanzig Jahre lang hab' ich sämtliche Prozesse des Hauses Dobenschütz geführt und auch wegen der verlorenen darunter nie ein heftiges Wort vom Konsul vernommen, wohl aber ein paarmal für glücklich beendete ein sehr nobles Extrahonorar erhalten. Wie kann ich nun in dieser albernen Geschichte den Alten im Stich lassen? Ich muß ihm zur Seite stehen, so unbehaglich mir es auch sein wird. O dieser Giftmischer mit seinem Übereifer! Aber ich bitte mir aus, daß er die Quittung erhält, sobald er die Dreistigkeit haben sollte, hier Besuch zu machen."

„Wir werden ihn selbstverständlich nicht empfangen, wenn er ein so hämischer Charakter ist," stimmte Frau Hedwig, überzeugt von der bodenlosen Verworfenheit dieses Menschen, ein, während Fräulein Tilla ein wenig spöttisch die Achseln zuckte, was indes nur Konrad bemerkte, der für Tilla seine erste männliche Neigung hegte und sich heimlich sofort auf ihre Seite schlug.

„Für eure Geduldprobe habe ich übrigens auch noch eine kleine Entschädigung," nahm der Justizrat, sich seinem Ärger entwindend, mit einem vielsagenden Lächeln das Wort. „Anfang Mai begeht die hiesige ‚Gesellschaft der Freunde' ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest durch eine große Feier: Konzert, Theateraufführungen, zum Abschluß Ball. Ich weiß nicht, wie unser Gast sich dabei verhalten will. — Wenn es Ihnen noch nicht nach solchen Dingen ums Herz ist, Kind, so können Sie ja in jenen Tagen den beabsichtigten Besuch bei Ihrer Tante in Buchgrund machen. Für uns habe ich zugesagt, denn ich halte es für eine recht passende Gelegenheit, Helene in die Gesellschaft einzuführen."

Frau Hedwig nickte zustimmend. Lenchen strahlte

vor Freude, Konrad machte sein gleichgültigstes Gesicht: er mußte ja doch zu Hause bleiben.

Tilla Uppenkamp aber sagte nach kurzem Zögern: „Da mein Trauerjahr Anfang Mai zu Ende geht, brauche ich mich vielleicht nicht auszuschließen.“

„Ich meine das auch. Eine harmlose Fröhlichkeit in vernünftigen Grenzen dürfen Sie sich ruhig gönnen, Tilla. Trauer nach dem Kalender ist überhaupt eine sonderbare Sache.“

„Es ist aber eine gesellschaftliche Einrichtung, die man respektieren muß,“ entgegnete Tilla etwas vorschnell und fügte, den Mißklang dieser Äußerung selber spürend, ausdrucksvoll hinzu: „Zumal, wenn sie den eigenen Bedürfnissen wirklich entspricht.“

„Da haben Sie recht, Tilla,“ sagte Frau Hedwig vermittelnd und ging dann sofort zu einer anderen Frage über, die ihr zunächst die wichtigste erschien. „Was bewilligst du denn für die Toilettenfrage, lieber Eberhard?“

„Ich denke, wir besprechen das nachher, Frauchen. Du kennst ja meine Grundsätze in dieser Beziehung: hübsch und gefällig, aber einfach und ohne Prunk.“

Tilla rümpfte heimlich das Näschen. Ihre Ansichten waren da durchaus moderner Art. Aber das Haustöchterchen fand des Vaters Meinung ganz selbstverständlich und hing gespannt an den Lippen der Mutter, ob diese trotz des aufschiebenden Winkes nicht doch noch ein paar Andeutungen zu dem Thema verlauten lassen würde.

Und richtig, Mama Kruse, die wie alle Mütter sich von Garderobefragen für außerordentliche Gelegenheiten nicht so leicht zu trennen vermochte, bohrte noch einmal an: „Was meinst du, wenn ich den Rest weißer Pongeeseide nähme, den ich so billig bekommen habe

bei Lippmann & Grahl? Ich glaube, es würde gerade reichen für Helene. Ärmel braucht sie ja nicht und —"

„Ohne Ärmel?" fuhr Helene, plötzlich blutrot geworden, von ihrem Stuhle auf. „Nein, Mutter, ausgeschnitten gehe ich nicht!"

„Sehr vernünftig!" lobte sie der Vater, und ein warmer gütiger Blick seiner klugen grauen Augen glitt über ihr gesenkt gehaltenes blondes Haupt.

Hätte er fühlen können, wie heftig ihr bei diesem Lob das junge Herzchen klopfte und wie ein feuchter Schimmer der Beschämung in ihre eben noch so glückstrahlenden Augen trat, es würde ihn befremdlich genug angemutet haben. Denn ach, es war ein ganz anderer Grund, der sie bewogen hatte, gegen die ärmellose Tracht so heiß aufzubegehren. Im Grunde ihres Herzens hatte sie gegen die ihr ganz kleidsam und lieblich scheinende Mode auch eines entsprechenden Halsausschnittes gar nichts einzuwenden, wenn nicht ein schweres Bedenken bei der Sache gewesen wäre.

„Liebe Helene," ließ sich die Mutter begütigend vernehmen, „es war nur in der Ordnung, daß man euch im Institut in Lausanne auch in der Kleidung ein bißchen streng gehalten hat. Wenn du aber unter dem Schutze deiner Eltern in unseren Bekanntenkreisen ein Fest mitfeierst, so erscheint mir dein Widerspruch einer übertriebenen Laune zu entspringen. Glaube mir nur, ich werde schon Sorge dafür tragen, daß du dich in keiner Weise zu schämen brauchst. Oder bin ich dir je zu wenig zurückhaltend in meiner Toilette erschienen, lieber Eberhard?"

„Oh, nicht doch!" murmelte der Justizrat ein wenig betroffen und schüttelte lächelnd das Haupt. „Helene wird sich deinen Anordnungen ja auch fügen — nicht wahr, freie Schweizerin?"

„Ach Gott, Papa!“ seufzte das Töchterchen.

„Sie muß es sogar, lieber Mann!“ bemerkte mit einer leisen Verstimmung im Ton die Hausfrau. „Ärmel bekomme ich aus dem Rest auf keinen Fall mehr heraus. Du müßtest also sonst irgend einen anderen Stoff bewilligen.“

Das gab den Ausschlag für ihn, der ein konsequenter Sparer war. „Fällt mir nicht im Traume ein!“ lachte er gefühllos und schwenkte ohne weiteres ab. „Sind denn deine Arme so dünn, Mädel, daß du dich fürchtest, sie sehen zu lassen?“

Konrad stellte durch ein sofortiges Befühlen, das entschieden nicht ohne blaufleckige Spuren vor sich ging, das Gegenteil fest. „Richtige Schlackwürste hat sie!“ konstatierte er und ließ sich durch die Schläge, die er von der Schwester dafür auf die vorwitzigen Hände erhielt, nicht beirren.

„Ich denke auch, sie wird sehr niedlich aussehen in dem Kleid, wie ich es mir vorstelle. Gleich morgen früh schicke ich zur Schneiderin, damit ich sie rechtzeitig ins Haus bekomme. Denn auch für mich und Tilla muß doch gesorgt werden.“

„Meinetwegen nicht!“ wehrte Fräulein Tilla Uppenkamp etwas gedehnt ab. „Wir haben uns bei solchen Veranlassungen immer von Schlesinger in Berlin etwas zur Auswahl senden lassen. Ich bitte also, sich um mich nicht zu bemühen.“

„Ganz, wie Sie denken, Kind,“ meinte Frau Hedwig kühl. Es war wirklich nicht leicht, mit dieser verwöhnten jungen Dame fertig zu werden. Aber ihr Vater hatte es als einen letzten Freundschaftsdienst von Eberhard Kruse verlangt, daß er ihr bis zur Großjährigkeit in seinem Hause Aufnahme gewähre. Und der Justizrat hatte sein Wort darauf gegeben. Das

mußte gehalten werden, so oft die Harmonie des Hauses durch den selbstherrlichen Gast auch gestört wurde.

Der Justizrat hatte währenddessen schon ein paarmal seine Zigarrentasche zur Hand genommen, und die Hausfrau fand in der Beobachtung dieser ungeduldigen Strategie schnell ihren guten Humor wieder.

„Gesegnete Mahlzeit!“ wünschte sie und erhob sich, um dem Gatten entgegenzugehen und den gewohnheitsmäßigen, aber in seiner verhaltenen Zärtlichkeit immer noch anmutenden Kuß von ihm zu empfangen.

Konrad bewaffnete sich mit der Streichholzschachtel und nahm die Spitze des schwerduftenden Krautes als Gegenleistung in Empfang. Er war ein Sammelsportler auf den verschiedensten Gebieten.

Tilla Uppenkamp zog sich auf ihr Zimmer zurück, um Schlesinger in Berlin ihre Wünsche mitzuteilen, und Helene ging mit ihr, da sie nach Tische zu lesen pflegte.

„Hast du wirklich Angst, dich ausgeschnitten sehen zu lassen, Lenchen?“ fragte unterwegs ein bißchen gönnerhaft die Ältere, die ihrem einundzwanzigsten Geburtstag nicht mehr allzu fern war.

„Ja,“ entgegnete diese. Einen Augenblick lang überlegte sie, ob sie sich Tilla nicht anvertrauen könne. Es wäre so gut gewesen, den Rat einer anderen zu hören in der abscheulichen Klemme, aus der sie keinen Ausweg wußte. Aber das verzogene, ihre kindliche Scheu vor den Eltern spöttisch belächelnde Mädchen würde ihre Not nicht verstehen. Und so blieben ihre Lippen geschlossen.

„Aber das ist doch einfach närrisch, Lena! Das gehört doch dazu, wenn man Eroberungen machen will. Und das möchtest du doch. — Oder etwa nicht?“

„An dem Plural liegt mir eigentlich nichts,“ bekannte die Jüngere in reizvoller Strenge.

Da lachte Tilla. „Schäfchen!“ sagte sie, um dann sofort auf ein anderes Thema überzuspringen, das ihr zweifellos noch interessanter war. „Weißt du, daß ich diesen Doktor Karstensen, auf den dein gestrenger Papa so fuchswild ist, wahrscheinlich kenne?“

„Den Chemiker von der Zuckerfabrik?“

„Ganz richtig.“

„Warum hast du Papa das denn nicht gesagt?“

Tilla hob lässig die schönen Schultern. „Erstens, weil ich ja nicht gewiß weiß, ob es derselbe Doktor Karstensen ist, der mir damals in Hallenheim die Cour schnitt, und was hätte es außerdem für einen Zweck? Dein Papa kann ihn nicht ausstehen. Es wäre also vergeblich gewesen, sich heute für ihn ins Zeug zu legen. Ein andermal werde ich das schon besorgen. Erst aber muß ich wissen, ob ich mich nicht täusche, und was an der Geschichte mit dem Rotwein Wahres ist.“

„Wenn Papa sagt —“

„Dein Papa ist Partei.“

„Ich dächte doch, er hätte entschieden über den Parteien gestanden.“

„Herzchen, das sind Ansichten. Warte doch ab, wir werden's ja erfahren.“

„Der Doktor wird doch aber gar nicht angenommen, wenn er wirklich kommen sollte!“

„Wir können ihm ja zufällig einmal in den Weg laufen. Ich habe sogar, unter uns gesagt, stark die Absicht, das recht bald zu tun.“

„O Gott, Tilla!“ Und ein scheuer Blick streifte die so viel anders denkende ältere Gefährtin.

„So etwas macht oft vielen Spaß, kleine Unschuld. — Oder tust du nur so?“ entgegnete Tilla und rät-

selte mit ihren Augen in dem Gesicht der Jüngeren umher.

Und im Angedenken an ihre Kostümnot, die sie ja in der Tat zu einem sündhaften Versteckspiel verleitet hatte, wurde das Lenchen unter diesen forschenden Blicken blutrot.

„Na, siehst du, Liebchen — ich wußte es ja!“ rief Tilla und schlug ihr kameradschaftlich auf die Achsel, um dann mit einem spöttischen Auflachen hinter ihrer Zimmertür zu verschwinden.

2.

In ihrem Stübchen angelangt, das ein durchweg in Weiß gehaltenes Schmuckkästchen war, obgleich alle Einrichtungsgegenstände ein höchst schlichtes Gepräge aufwiesen, riegelte Lena vorsichtig die Tür hinter sich ab, warf einen Blick aus dem Fenster in den Garten hinaus und streifte dann mit einem kummervollen Seufzer den linken Ärmel ihrer Bluse hoch.

Aber das Bündchen, das den Abschluß am Handgelenk bildete, war nicht weit genug. Sie nestelte daher kurz entschlossen die Haken am Halse auf und streifte das blaßrosa gefärbte Kleidungsstück ab, um sich ihren linken Oberarm — ach, wie so oft schon — zu betrachten.

In ganz feinen blauen Punkten, einer dicht neben dem anderen, hob sich von der zarten Haut, deren Ton an Quittenblüten erinnerte, die Zeichnung eines delftblauen Herzens ab, das zwei Anfangsbuchstaben: „R. L.“ symbolisch umschloß.

Sie seufzte abermals, tiefer noch und bedrückter als vorher, als ihre Augen nun das verräterische Zeichen einer jammervoll verratenen Backfischliebe wieder erblickten.

Mechanisch rieben die schlanken Fingerchen ihrer

rechten Hand auf dem so oft schon verwünschten Erinnerungsmale herum — ohne jeden Erfolg natürlich wie noch immer in den drei Jahren, seit der leichtfertige Seekadett, Herr Rudolf Ziegler, des Lammwirts Ziegler zweiter, ein wenig abenteuerlustig angelegter Sohn, es ihr nach einer feurigen Beteuerung seiner unauslöschlichen Liebe dort eintätowiert hatte.

Das Blut flammte ihr in das frische, süße Mädchengesicht, wenn sie an diese dumme Kinderliebelei dachte, in die sie unter einem ihr heute noch unerklärbar scheinenden, aus vieljähriger Kinderfreundschaft entstandenen Drang und Zwang hineingeraten war.

Rudolf Ziegler hatte so wundervoll erzählen können von fernen Ländern und seltsamen Erlebnissen, in die sein stolzer Seemannsberuf ihn geführt. Sturm und Wetter, Taifune und Tornados, gefährliche Sandbänke und todverheißende Klippen hatte er geschildert, und wie ihm bei all dem drohenden Unheil das tapfere Herz unverzagt in der von der Äquatorsonne gebräunten Heldenbrust geschlagen. Und als er an ihren brennenden Augen, ihren halbgeöffneten, schier atemlosen Lippen gemerkt hatte, wie die Bewunderung in ihrem jungen Herzen für so viel kühne Männlichkeit höher und höher schwoll, war er wie ein richtiger Don Juan plötzlich sentimental geworden. Das große Schweigen des endlosen Ozeans, die flimmernden Sternennächte, natürlich auch das so beliebte „Kreuz des Südens“ waren aufgetaucht, einsame Gefühle, Sehnsucht nach der Heimat, den deutschen Wäldern und den deutschen Auen hatten sich stimmungsvoll darangereiht, und der tröstliche Gedanke, daheim eine Seele zu wissen, die heimlich und verschwiegen an den grübelnden Seefahrer da draußen denkt und ihm alle frommen Wünsche eines getreuen Herzens weiht, war als ein köstlicher

Talisman an diese fesselnde Kette sonst schamhaft verhüllter Empfindungen gehängt worden.

Plötzlich hatte sie zwei schöne, dicke, kristallhelle Tränen in den braunen Augen und einen brennenden Kuß auf ihren scheuen Kinderlippen gehabt, und der nichtsnutzige, langgewachsene Schlingel in der eigenartigen und alle Backfische unfehlbar bezaubernden Kadettenuniform hatte sie „seine Braut“ genannt und ihr einen ganz furchtbar klingenden Eid ewiger Treue geschworen.

Na, und dann hatte er sie eben tätowieren wollen.

Es sei Seemannsbrauch, hatte er erklärt, ein schöner, geheiligter Gebrauch der Seeleute, den diese von den „Kindern der Prärie“, den Indianern, entlehnt hätten. Er binde fester als so ein dummer Verlobungsring, den man jederzeit in die Tasche stecken könne, und bleibe neugierigen Augen trotzdem verborgen. Und als sie sich, doch ein wenig ängstlich, gegen die „Punktation“ gewehrt hatte, weil ihr diese Art Nadelarbeit doch etwas sehr empfindlich für den zu unterlegenden Stoff vorkommen wollte, hatte er mit verächtlicher Miene den Ärmel seiner blauen Jacke hochgestreift und ihr das unauslöschliche Verbindungszeichen auf dem eigenen Arm schon fix und fertig vorgewiesen.

„Ja, du konntest aber doch gar nicht wissen, ob ich —“

„Ich fühlte, daß du mich liebtest,“ war seine stolze Antwort gewesen. „Und da hab' ich mir diese Nacht, da ich doch nicht schlafen konnte, das Herz eingezeichnet.“

Natürlich hatte sie nun nicht länger widerstehen können. Nur allzu tief und auffällig war auf ihren Wunsch die Tätowierung nicht geworden, immerhin aber kräftig genug, daß man sie nach drei Jahren noch

in unverwüstlicher Frische auf dem zarten Rosa ihrer samtweichen Haut leuchten sehen konnte.

Das fatale blaue Herz hatte sich länger gehalten als die Treue des flatterhaften künftigen Großadmirals, der zwar während seines Urlaubs noch manch bezauberndes Strandidyll entworfen, in dem eine reizvolle Villa am Kieler Hafen mit der sehnsüchtig nach seinem Schiff auslugenden Lena darin den stimmungsreichen Mittelpunkt gebildet, aber bald nach seiner Abreise hatte sie zu ihrem niederschmetternden Entsetzen eines Tages die wortreiche Fehde zweier Schulfreundinnen mitanhören müssen, die sich um den längst wieder auf den tückischen Wellen schaukelnden Schwerenöter gestritten und im Verlauf des immer erregter werdenden Kampfes gegenseitig die „unauslöschliche" Besieglung ihres Herzensbündnisses auf den hastig entblößten linken Oberarmen vor Augen gebracht hatten.

Gleich in zwei Exemplaren hatte sie das symbolische blaue Herz erblicken müssen mit den beiden Buchstaben „R. L." darin. Denn die eine hatte Elisabeth und die andere Luzie geheißen. Und es war ihr jäh und schmerzlich klar geworden, warum der Verräter damals auf „Lenchen" bestanden und ihren eigentlichen Namen „Helene", der doch mit einem H begann, als „kalt und farblos" abgewiesen hatte. Der Elisabeth war es zweifellos ähnlich ergangen. Sie war ihm als „Lieschen" für seine nichtsnutzige Nadelarbeit natürlich passender gewesen.

Welch ein elender, hassenswerter Betrüger war doch dieser Rudolf! Ach, er hatte sie manch bitteres Tränlein gekostet in den ersten Nächten, die dieser tödlich beschämenden Katastrophe gefolgt waren.

Aber so viel Kraft hatte sie doch zusammenzuraffen vermocht, daß weder die beiden Mitbetrogenen noch

irgend ein anderes menschliches Wesen je auch nur eine Silbe von der ihr widerfahrenen Schmach erfuhren.

Auf ein paar Ansichtspostkarten, die er mit Grüßen an sie und die Eltern gesandt, war sie selbstverständlich stumm geblieben. Als er aber auf einen kurzen Weihnachtsbesuch wieder in der Stadt aufgetaucht und ihr dabei natürlich als der gekränkte und verratene Geliebte vorwurfsvoll in den Weg gelaufen war, hatte sie ihn „Herr Ziegler“ und „Sie“ angeredet und ihn an „Elisabeth“ und „Luzie“ verwiesen.

Das hatte ihm so die Rede verschlagen, daß er mit einem ganz verblüfften Gesicht schleunigst das Feld geräumt hatte, wahrscheinlich von einem kräftigen innerlichen Fluch über die „Schwatzhaftigkeit der Weiber“ erfüllt.

Wie hatte sie aufgeatmet, als sie ihn, den Hochmütigen spielend, davonschlendern sah! Wie eine schwere Last war es ihr von der Seele gefallen, und sie hatte die Mutter an jenem Abend so heiß und stürmisch umhalst und geküßt wie seit vielen Monden nicht. Aber zu beichten hatte sie sich doch nicht getraut trotz manchen tapferen Anlaufs, den ihr bis in den Hals hinauf klopfendes kleines Herz nahm.

Dafür hatte sie sich selbst dann das Wort gegeben, sich nie und nimmer wieder in eine solche Torheit verstricken zu lassen. Und das Wort hatte sie gehalten. Manch werbender Jünglingsblick hatte versucht, ihre Sprödigkeit zu überwinden, manch ungewisse, nach einer kleinen Aufmunterung bangende Frage war in den Zwischenjahren an ihr Ohr gedrungen, allein sie war sich treu geblieben und hatte auch dem Treuherzigsten und Bravsten niemals auch nur den Schatten einer Vertraulichkeit gegönnt.

Und dabei war sie reifer und gescheiter geworden und hätte wohl langsam auch zu lächeln gelernt über die blöde Backfischeselei, in die ihr unerfahrenes, leichtgläubiges und begeisterungsseliges Schulmädelherz durch den flunkerfreudigen und eroberungslustigen Jugendgefährten damals geraten war, wenn nicht auf ihrem linken Arm wie ein geheimes Brandmal der Schande das niederträchtig dauerhafte blaue Herz mit den beiden Buchstaben „R. L." darin noch immer zu sehen gewesen wäre.

In Lausanne war es ihr nicht schwer geworden, es unberufenen Blicken zu verbergen. Die ernste, beinahe klösterlich strenge Institutstracht hatte das begünstigt. Aber jetzt, da sie wieder daheim war, bangte sie wie ein schlecht versteckter Sünder vor der jeden Augenblick möglichen Entdeckung.

Und nun kam gar dieses alberne Jubiläumsfest der „Gesellschaft der Freunde"! Und der widerwärtige Rest Pongeeseide von Lippmann & Grahl lauerte daneben wie ein heimtückischer Kobold, der sich grinsend freute, das beschämende Geheimnis endlich doch an den Tag bringen zu helfen.

Wahrhaftig, es war zum Weinen!

Und richtig, da waren ihr auch schon die Augen naß, und wie sie jetzt, näher ans Fenster tretend, das blaue Herz von neuem besah, schien es sich höhnisch verdoppelt und verdreifacht zu haben. Denn ein Unheil, das man durch Tränen betrachtet, erscheint immer viel schlimmer, als wenn man ihm mit klaren Augen und einem entschlossenen Herzen entgegensieht.

Plötzlich überkam es sie wie ein richtiger kleiner Ohnmachtsanfall. Es wurde ihr dunkel vor den Augen. Die bloßen Arme sanken ihr kraftlos am Leibe nieder, und die Kniee begannen ihr zu schlottern.

Aus der stattlichen Lindenbaumkrone, schrägüber von ihrem Fenster, hatte sie ein Anruf getroffen.

„Lena — Lena!“ war Konrads gedämpfte Stimme in mitleidiger Neugier herübergedrungen. „Worüber weinst du denn? Und was hast du denn da Blaues auf deinem Arme? Donnerschlag, du bist ja tätowiert!“

Es war, Gott sei Dank, kaum halblaut aus seinem Munde gekommen. Trotzdem hatte sie, schnell ihre Schwäche überwindend, zu ihm hinübergewispert: „Schrei doch nicht so entsetzlich, dummer Junge!“

„Ach, das darf wohl keiner wissen?“ meinte er nichtswürdig. „Sieh doch an! Und dann noch schimpfen? Aber wart nur, jetzt geh' ich zur Mutter und erzähle ihr, weshalb du nicht in bloßen Armen auf das Fest willst! Die wird Augen machen!“

Sein Kombinationsvermögen hatte sofort den Zusammenhang ihrer Weigerung mit dem erspähten blauen Mal auf ihrem Arme in Beziehungen gebracht.

„So ist's recht! Geh schleunigst klatschen!“ forderte ihn die Schwester ironisch auf. „Und dann nimm nur auch gleich deine Tonpfeife mit, die du dir für Seifenblasen von Mama geschnurrt hast. Vielleicht riecht sie, was für merkwürdige Seife du zu diesem Spiel verwendest.“

Das knickte ihn sichtlich. „Wieso denn?“ fragte er unsicher.

„Ach, du denkst wohl, ich merke nicht, wozu du Vaters Zigarrenabschnitte sammelst? An den Frauenverein lieferst du sie doch nicht ab!“

„So sei doch nur ruhig!“ bettelte er. „Ich sage ja auch nichts. Aber du mußt mich die Tätowierung genau besehen lassen. Darf ich jetzt gleich kommen?“

„Meinetwegen!“ seufzte sie. Es war doch eine

kleine Erleichterung, einen Mitwisser zu haben, der nichts verraten würde.

Hurtig kletterte der Schlingel aus der Lindenkrone, die sein geheimes Rauchkabinett zu sein schien, herunter und stand ein paar Minuten später vor Lenas Zimmertür, die sich gleich nach seinem Klopfen mit zaghafter Vorsicht erschloß.

„Das ist ja ein Herz!“ flüsterte er bewundernd, nachdem ihm Lena den blauen Kummer ihrer Mädchenjahre vor seine bewundernden Augen gehalten. „Du, das find' ich famos! Wer hat denn das gemacht?“

„Das — das brauchst du nicht zu wissen!“ wich sie beklommen aus.

„Sag mir's doch!“ bettelte er.

Aber sie schüttelte verneinend den schönen blonden Kopf.

„Du hast wohl einen Bräutigam in der Schweiz?“

„Warum nicht gar!“ fuhr sie auf.

„Warum tust du dann so heimlich damit?“

„Ach Gott, Junge, frag mich nicht so gräßlich! Und versprich mir heilig, Papa und Mama nichts zu sagen davon!“

„Und wenn du anprobieren mußt?“

„Davor fürcht' ich mich ja gerade so entsetzlich, Konrad! Wenn ich bloß ein Mittel wüßte —“

„Es wegzubringen?“ nahm er den angefangenen Satz auf. „Das gibt's nicht! Das mußt du behalten und wenn du hundert Jahre alt wirst!“

Sie nickte bekümmert. „Ich fürchte es auch. Aber was fange ich nur an? Ich kann es doch Papa und Mama nicht sehen lassen! Ich müßte mich ja zu Tode schämen, wenn es an den Tag käme!“

„Also bist du doch verlobt?“

„Dummer Junge!“

„Oder wenigstens gewesen!“ sagte er bestimmt. Und als sie daraufhin ein jähes Erröten nicht verhindern konnte, stellte er mit der Überlegenheit eines erfahrenen Kriminalisten fest: „Na, siehst du wohl, daß ich recht hatte! Mir kannst du keinen Bären aufbinden. Kenne ich ihn denn?“

„Wen?“

„Stell dich doch nicht so an! Den, der dich tätowiert hat.“

„Ja,“ bekannte sie zögernd.

„Ist es Wendscheid?“

Wendscheid war ein junger Referendar, der im Bureau des Justizrates arbeitete und manchmal zum Essen eingeladen wurde.

„Was fällt dir ein!“ wehrte sie erschrocken ab. „Es ist ja schon so lange her — viel länger als du denkst! Ich war noch gar nicht in Pension damals.“

„Dann ist es Rolf Ziegler gewesen, der jetzt Fähnrich zur See ist,“ behauptete er sofort.

Sie nickte stumm. Dann aber fragte sie doch erstaunt: „Du meinst Rudolf?“

Konrad jedoch schüttelte bestimmt verneinend das kurzgeschorene Knabenhaupt. „Er schreibt sich jetzt Rolf,“ bemerkte er wichtig. „Ich hab' es selber gelesen auf einer Ansichtskarte, die sein Vetter aus Spanien bekommen hat. Ich finde es auch viel netter. Es klingt zehnmal so forsch als das lappige Rudolf.“

Er zog das „u“ in dem bekrittelten Namen absichtlich so lang, daß Helene davon an das Kuhgebrüll auf den Schweizer Almen erinnert wurde und sich lachend die Ohren zuhielt.

„In ein paar Wochen kommt er wahrscheinlich auf Urlaub. Vielleicht auch schon früher. Der Stempel war zu verwischt auf der Marke,“ schwatzte der Junge weiter.

„Das ist mir sehr gleichgültig, Konrad.“

„Vertragt euch doch wieder!“ redete er ihr zu, da er eine verlockende Perspektive darin zu erblicken schien, mit dem kühnen Seefahrer in recht nahe Beziehungen zu kommen.

„Red kein dummes Zeug, Junge!“ sagte die Schwester hart, und ein Zug heimlichen Hasses lagerte sich um ihre weichen Lippen, der dem Gesicht plötzlich etwas höchst Charaktervolles gab. „Nicht das Anschauen ist er mir noch wert, der Laffe!“

„Was hat er dir denn getan?“ erkundigte sich das Brüderchen verwundert.

Aber Lena wurde einer weiteren Antwort vorläufig überhoben, denn an der Tür schallte die Stimme der Mutter, die vergeblich den Drücker in Bewegung setzte, um zu öffnen.

Helene fuhr hastig in die Ärmel der abgelegten Bluse und bemühte sich, sie so eilig wie möglich zuzunesteln, während Konrad auf einen Wink von ihr öffnete.

Das junge Mädchen spürte ihr Herz bis in den Hals hinauf pochen, als die Mutter in lächelnder Neugier fragte: „Warum hattet ihr euch denn eingeriegelt?“

Aber Konrad war anscheinend listenreicher als der selige König von Ithaka, der alte Odysseus, obwohl er seiner vergötterten Mutter nur ungern ein X für ein U zu machen gewöhnt war. Doch hier galt es, das Vertrauen zu rechtfertigen, das ihm die Schwester geschenkt. Er durfte sie um keinen Preis verraten, mußte ihr sogar „mit Glanz“ aus der Klemme helfen.

„Lena hat mir die blauen Male gezeigt“ — der Schwester stand das Herz still vor Schreck — „die ich ihr vorhin in die Arme gekniffen habe,“ berichtete er gleichmütig und zuckte nicht einmal mit der Wimper dabei. „Aber ich sage dir, es ist fast nichts mehr zu

sehen davon. Mädchen sind eben eine gräßlich zimperliche Gesellschaft! Nichts können sie vertragen."

„Du hast auch Stellen, wo du ziemlich empfindlich bist, lieber Konrad," entgegnete die Mutter scherzhaft, „sonst würdest du nicht solch einen Heidenlärm erheben, wenn Papa einmal —"

„Ach, Mutti, verdirb mir doch meinen Sonntag nicht!" unterbrach er ihre Anspielung auf das väterliche Erziehungsmittel.

„Na, ich schweige ja schon, junger Herr!" lachte sie.

Lena war inzwischen mit ihrer Toilette wieder in Ordnung gekommen, wagte aber kaum, wegen der soeben begangenen Verschleierung, die Augen zur Mutter zu erheben.

„Marsch jetzt in den Garten, ihr Närrchen!" sagte die Mutter. „Die Stubenluft ist euch beiden nicht gut, wenn ihr auch heute merkwürdigerweise besonders frisch und rot ausseht. Gewöhnlich seid ihr viel blasser."

3.

Es war wenige Tage später, da telephonierte der Justizrat aus dem Gerichtsgebäude ziemlich aufgeregt nach seiner Wohnung: „Zeppelin kommt wahrscheinlich in die Nähe mit seinem Luftschiff. Macht, daß ihr hinauskommt auf den Ginsterberg. Von dort werdet ihr ihn jedenfalls am besten beobachten können."

Das wirkte wie ein Funke, der ins Pulverfaß fällt. Zwar war Konrad, der größte Enthusiast des Hauses, noch im Unterricht, aber Tilla und Helene waren nach dieser Botschaft in ihrer quecksilbernen Lebendigkeit für Frau Hedwig vollständig ausreichend, um nervös zu werden.

Selbstverständlich sollte sie die dritte im Bunde sein, und die Wallfahrt nach dem Ginsterberg sofort

angetreten werden. Aber sie schüttelte lächelnd das silberig schimmernde Haupt.

„Ich steige in die Giebelkammer hinauf, wenn's so weit ist," erklärte sie. „Zeppelin in allen Ehren, aber gekocht muß dabei doch auch werden. Und unserer Marianne, die eine ganze Mark damals für die Zeppelinspende geopfert hat, kann ich's nicht antun, sie hier zu behalten, das nimmt sie mir mehr übel, wie wenn ich sie nicht zum Schützenfest lasse."

Lena zögerte einen Augenblick. Dann erbot sie sich mit einer reizvollen Selbstüberwindung, anstatt der Mutter in der Küche zu bleiben. Doch das wurde natürlich mit einem Dankeskuß abgelehnt.

Tilla trippelte währenddessen schon ungeduldig in der Stube herum. Ihr wäre es keinen Augenblick lang in den Sinn gekommen, sich für eine Köchin zu opfern. Diese Kruses waren wirklich manchmal ein bißchen komisch.

Draußen auf den Straßen war inzwischen ein ganz fabelhaftes Treiben entstanden. In großen Rudeln zogen die Bewohner der Stadt dem Tor zu, vor dem sich die stattliche Anhöhe des Ginsterberges ausbreitete.

Die beiden jungen Mädchen gerieten in eine richtige kleine Völkerwanderung. Meister und Gesellen waren vom Werktisch geeilt, ohne sich Zeit zum Umkleiden gegönnt zu haben. In Schurzfell und Pantoffeln, zum Teil sogar barhäuptig, trabten sie dahin, von Begeisterung durchzittert. Mütter mit ihrem Nachwuchs an der Hand liefen mit ihnen um die Wette. Dienstmädchen mit dem Marktkorb am Arme, bepackte Schusterjungen, Kindervolk, das noch nicht schulpflichtig war, alte Spitalfrauen und müde Greise an Krücken — alles war unterwegs nach dem Ginsterberg, um das Wunder

zu sehen und wäre es auch nur ein fernes Strichlein droben unter den letzten westlichen Wolkenstreifen.

Bald kamen auch die Schulklassen, die sich unter Führung der Lehrer gleichfalls von dem Ereignis hatten hinauslocken lassen. Wie blitzten die jungen Augen, wie lächelten die frischen Gesichter erwartungsvoll! Es war eine einzige, alle Herzen gleich stark durchflutende Freude, nun endlich auch Zeuge von dem weltbewegenden Fortschritt zu werden, von dem die Zeitungen berichteten, ein Gefühl voll lebendiger nationaler Kraft, das endlich einmal wieder imstande gewesen war, alle Schranken sozialer Absonderung und politischer Feindschaft zu durchbrechen und alle Gesellschaftsschichten in dem frohen Stolze zu sammeln: ein Deutscher ist es, der das schier unerreichbar scheinende Ziel nunmehr erobert, das geheimnisvolle Problem, an dessen Lösung Jahrtausende gearbeitet haben, siegreich gelöst hat!

Stramm im Schritt, gleich jungen Soldaten, zog das Gymnasium durchs Tor.

Konrad verließ, als er Helene und Tilla sah, sofort die Marschreihe und schloß sich den beiden Mädchen an. „Professor Deicke, unser Physiklehrer, führt uns. Der hat mir's erlaubt," versicherte er auf eine besorgte Frage Helenes. „Ich hab' ihn übrigens heute gefragt, ob es nicht doch ein Mittel gibt gegen —"

Helene wurde rot und sah den Bruder verstört an. Sie wollte nicht, daß Tilla erfuhr, was ihr das Herz bedrückte.

Konrad hielt denn auch einen Augenblick inne, ehe er seinen Satz zu Ende führte, denn Tilla Uppenkamp hatte nicht ohne wachsendes Interesse zugehört.

„Gegen was?" forschte sie.

„Gegen Sommersprossen," ergänzte er kaltblütig.

Helene bewunderte ihn dankbar, aber doch nicht ohne ein gewisses Grauen vor seiner unbedenklichen Schlagfertigkeit.

„Ach so!“ meinte Tilla achselzuckend, denn sie hatte mit diesen Teintverunzierungen nichts zu schaffen und gönnte allen ihren Schwestern, die sich damit sehen lassen mußten, deren dauernden Besitz.

Bald danach jedoch, als Tilla sich angelegentlich mit der Durchmusterung einer Gruppe junger Herren beschäftigte, nahm Konrad sein Schwesterlein auf die Seite und tuschelte ihr zu: „Deicke sagt, er habe neulich irgendwo gelesen, daß Tätowierungen sich jetzt entfernen ließen. Es scheine irgend ein Mittel zu geben. Er will einen Fachmann fragen, einen Chemiker —“

„Junge, du hast doch nicht etwa gesagt, daß ich —“

„Na, für so 'nen Schafskopf brauchst du mich wahrhaftig nicht zu halten!“ bemerkte Konrad beleidigt. „Und jetzt mach, daß wir weiterkommen!“

Tilla hatte inzwischen alte Beziehungen oberflächlicher Art wieder angeknüpft und ließ ihrer Schönheit von Referendaren, jungen Ärzten und anderen in Frage kommenden Heiratskandidaten mit Genuß huldigen. Es befriedigte sie ungemein, daß trotz der Zeppelinbegeisterung sich der Schwarm in ihren Bannkreis locken ließ.

Helene hielt sich, wenig erbaut von dem Gaukelspiel ihrer Hausgenossin, abseits. Aber es dauerte nicht allzulange, da flogen auch Fragen zu ihr hin, und wenn sie nicht unartig sein wollte, mußte sie es sich gefallen lassen, mit in den Kreis einbezogen zu werden, der natürlich auch ihrer schlichten Anmut und Lieblichkeit seine mehr oder weniger deutlichen Komplimente nicht versagte.

Plötzlich ging eine allgemeine Bewegung durch die

Gruppen. Irgend einer hatte es hervorgestoßen: „Da — da drüben — das ist er! — Hurra, Zeppelin!“

Wie eine von einem jähen Orkanstoß erzeugte und vorwärts gepeitschte Welle hatte der Ruf sich fortgepflanzt und brauste nun über den Berghang fort bis hinunter zu den grünenden Feldern, hinein in die Stadt und deren Straßen, über die flachen Dächer hin, die dicht besetzt waren, und über hochkronige Parkbäume und altes, zum Auslug wundervoll geeignetes Mauerwerk fort.

„Er kommt — er kommt! Hurra — Zeppelin!“ schallte es aus tausend Fenstern. Der Schusterbub warf seine Reitstiefel, von wilder Begeisterung gepackt, hoch in die Lüfte. Die Gymnasiasten ließen ihre bunten Mützen emporfliegen, daß es ein paar Sekunden hinterher aussah, als regne es Pennälerdeckel. Ein wackerer Hufschmied, der bei Weißenburg und Sedan mitgekämpft hatte, fuhr sich mit der rußigen Hand über die Augen, was nicht gerade zur Verschönerung seiner schon etwas rissig gewordenen Fassade beitrug, und stimmte dann, um seine Rührung darin zu erwürgen, mit einem etwas holperigen Baß die „Wacht am Rhein“ an. Und unter dem Klang der tausend und mehr Stimmen, die in das alte Kampf- und Trutzlied des großen Krieges einfielen, zog das stolze Luftschiff des genialen schwäbischen Grafen näher und näher. Erst war es nur wie ein mageres Strichelchen im fernen Westen zwischen leichtem Gewölk zu erblicken gewesen. Aber rasch war es näher gekommen und gewachsen. Man sah jetzt deutlich die langgestreckte Zylinderform mit den Zuspitzungen an beiden Enden, man unterschied die Gondeln, und mit Feldstechern bewaffnete Augen vermochten sogar die Personen darin schon zu erkennen. Das Aluminiumgestänge

blitzte in der Sonne auf, wenn das Fahrzeug einen seiner eleganten Bogen mit spielender Leichtigkeit in der Luft beschrieb.

Immer geringer wurde die Entfernung. Nun stieg es auch aus seiner Ätherhöhe in tiefere Regionen herunter und neigte die Spitze zum Gruß gegen den Ginsterberg und die dahinterliegende Stadt. Scharfe Augen bemerkten, wie jemand in der vorderen Gondel eine weiße Mütze schwenkte, und ergriffene Stimmen verkündeten es: „Das ist er! Er hat uns gegrüßt! Zeppelin hat uns gegrüßt! Hoch — Zeppelin!"

Aber der kühne Luftsegler wollte weiter. Mit einer kurzen Schwenkung nahm er Abschied von der andächtigen Menge und verfolgte seine ursprüngliche Bahn wieder.

Unter dem Mützen- und Tücherschwenken und den jauchzenden Abschiedsrufen bildete sich jetzt eine wahre Lawine von nachstürmenden Menschen.

Niemand achtete auf die Hindernisse des Bodens, niemand auf seinen Nachbar. Die Parole hieß: Vorwärts! Und die fixesten der Buben gaben den Wettlauf erst auf, als der Wundervogel schon wieder wie ein leichter feiner Strich gegen Süden zu am Horizont verschwand.

Unter den bei der Hetze zu Fall Gekommenen befand sich auch Konrad, der eine ganze Weile im Heidekraut liegen blieb und mit erhobenem Haupte dem Wolkenflüchtling sehnsüchtig nachschaute, bis er sich von zwei starken Armen plötzlich emporgehoben fühlte, und eine besorgte Stimme ihn fragte: „Hast du dir weh getan, Kleiner?"

Die Bezeichnung „Kleiner" war eigentlich riesig niederdrückend, aber er hatte in diesem historisch wundervollen Lebensmoment nicht die geringste Empfindlich-

keit dafür. Schnell sprang er auf beide Füße und sagte lachend, während sein Blick den „Zeppelin“ nicht verließ: „Keine Spur!“

„Ist das dein ganzer Dank für die Hilfe, die dir der Herr Doktor geleistet hat, Kruse?“ schallte darauf eine zweite Stimme laut.

Alle Wetter, das war doch Deicke, der Physikprofessor, der da in seiner spöttischen Art gefragt hatte? Richtig, sein Ohr hatte ihn nicht getäuscht. Und mit rotem Kopf wandte er sich jetzt sofort herum und stotterte mit einer artigen Verbeugung gegen den Fremden, der sich soeben um ihn bemüht hatte: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, vielen Dank auch, daß Sie so gut waren —“

„O, bitte, keine Ursache, es war gern geschehen, junger Mann!“ sagte der Helfer lachend und schlug ihm auf die Schulter.

Konrad fand das überaus nett. Überhaupt gefiel ihm die Erscheinung des Mannes ausnehmend, er wußte selbst nicht, warum. Waren es die scharfen, klugen und zugleich so fröhlich lächelnden Augen oder die kameradschaftliche Art, in der er ihn behandelt hatte? Auch der etwas fremdartig klingende Dialekt schlich sich ihm leise ins Herz.

„Den Herrn kannst du übrigens wegen deiner Tätowierprobleme gleich selber fragen, Kruse. Er ist Chemiker,“ forderte ihn Professor Deicke ermunternd auf.

„Nun, was hast du denn nach dieser Richtung für Pläne?“ erkundigte sich der andere. „Willst du dich vielleicht zum Indianerhäuptling präparieren?“

„Nein,“ erklärte Konrad hastig, denn er sah Tilla mit Helene durch das Heidekraut daherkommen. „Ich wollte nur wissen, ob es ein Mittel gibt, Tätowierungen wieder fortzubringen?“

„Ah, du hast dich also schon bemalen lassen? Na, zeig mal her! Ich will dir gleich sagen, ob da was zu machen ist oder nicht.“

Konrad schüttelte den Kopf und sah besorgt zu den näherkommenden Mädchen hinüber.

„Ich bin ja gar nicht tätowiert, Herr Doktor,“ flüsterte er beklommen. „Es ist jemand anders, für den ich es wissen möchte. Sagen Sie mir nur das Mittel, damit ich —“

„Das ist nicht so einfach, wie du dir das denkst. Ich muß die Geschichte erst sehen, ehe ich sagen kann, ob's Zweck hat oder nicht. Um wen handelt es sich denn?“

„O bitte, Herr Doktor,“ bat der Junge jetzt wispernd, denn die beiden Mädchen wurden soeben schon von Professor Deicke begrüßt, „reden Sie jetzt nicht weiter davon. Fräulein Uppenkamp braucht nichts davon zu erfahren.“

„Fräulein Uppenkamp?“ fragte aufhorchend der Chemiker und wandte sich interessiert um, wobei er sogleich artig den Hut lüftete. „Woher kennst du denn Fräulein Uppenkamp?“

„Sie wohnt doch bei uns.“

„Schau, da bist du also ein Sohn vom Justizrat Kruse?“

Konrad nickte nur noch. Er brannte darauf, das Gespräch vorläufig abzubrechen.

„So — so,“ brummte der Doktor und ein eigentümliches Lächeln flog über sein offenes männliches Gesicht. „Das ist ja niedlich!“

„Darf ich die Herrschaften bekannt machen?“ fragte mit etwas steifer Oberlehrerhöflichkeit der Physikprofessor. „Herr Doktor —“

„O, wir sind uns durchaus nicht fremd, Herr Professor,“ fiel ihm Tilla Uppenkamp liebenswürdig ins

Wort und streckte dem Chemiker vertraut die Rechte entgegen. „Es geht Ihnen gut, wie ich zu meinem freudigen Erstaunen bemerke? Ihr Fuß scheint sich ja vollkommen wieder besonnen zu haben!“

„Nach einer gründlichen Kur in Wiesbaden hat er das Lahmen endgültig aufgegeben, gnädiges Fräulein,“ entgegnete er lächelnd. „Sie haben mich damals, wie es scheint, für einen unrettbaren Hinkefuß gehalten?“

„Na, schlimm genug sah's aus!“

Deicke machte ein verwundertes Gesicht.

„Ihr Freund war vor zwei Wintern so unvorsichtig, einen entgleisenden Rodelschlitten auf die richtige Bahn zurückzustoßen. Das hätte ihm beinahe den Fuß gekostet,“ erläuterte Tilla. „Es war eine große Dummheit!“ fügte sie mit schalkhaft drohendem Zeigefinger hinzu. „Habe ich recht oder nicht?“

„Es kommt alles auf die Auffassung an,“ erwiderte gelassen der Chemiker. „Wenn Sie selbst auf dem bösen Schlitten gesessen hätten und sich vielleicht ein Bein hätten brechen können, würden Sie sicherlich anders geurteilt haben.“

Tilla zog ein Mäulchen, was ihr sehr gut zu Gesicht stand. „Wenn!“ sagte sie dann achselzuckend.

Dieser junge Herr, der einstmals zu dem schmachtenden Troß ihrer ernsthaftesten Verehrer gehört hatte, war anscheinend nicht ganz mehr so bezaubert von ihrer sieghaften Schönheit als ehemals. Daß sie ihn nach seinem Schmerzenslager, als er lahmend wieder vor ihre kritischen Augen getreten war, nicht gerade zum besten behandelt hatte, schien ihrem glücklichen Gedächtnis entfallen zu sein. Mit einer Frage nach den Zeppelinschen Steuerkonstruktionen wandte sie sich an den Professor, der ihr auch sogleich eine eingehende

Klarlegung vermitteln wollte und, an ihrer Seite den Rückweg antretend, von allerlei Hebelwerk zu berichten anhob. Es langweilte sie innerlich von Herzen; aber sie ertrug es, um den Ungetreuen hinter sich damit zu strafen.

Helene, die den Namen des Doktors noch immer nicht vernommen hatte, war alsbald mit einem Lächeln leiser Verlegenheit auf ihn zugetreten. Sein prüfender Blick überflog mit einem aufleuchtenden Wohlgefallen die jugendliche Grazie ihrer Gestalt und blieb eine Weile wie gebannt an dem feinlinigen, kinderreinen Antlitz hängen. Erst als sie die Augen zu den seinen aufschlug, beherrschte er seine aufwallende Empfindung und faßte, seine plötzliche Befangenheit dahinter versteckend, Konrad vertraulich um die Schulter.

„Sie haben vorhin auch meinem Bruder geholfen. Ich sah es von drüben, als Sie ihn aufrichteten. Lassen Sie sich herzlich Dank dafür sagen, und glauben Sie, daß ich etwas anders —“

Sie zögerte, den angefangenen Satz zu vollenden. Es war ihr nicht ganz sicher, ob sie in der Beurteilung seines Schlittenabenteuers ihm gegenüber nicht zu warm wurde.

„Erwähnen Sie den lustigen Zwischenfall lieber gar nicht, gnädiges Fräulein!“ setzte er ein. Es hatte ihm einen kleinen Stich gegeben, als er aus den Worten des schönen Kindes entnehmen mußte, daß sie Konrads Schwester und folglich die Tochter des ihm nicht gerade wohlwollenden Justizrats Kruse sei. „Ihr für Zeppelin entflammter Bruder wollte in der Lage ja nur seine Ehrerbietung vor dem Eroberer der Lüfte ausdrücken. Es war demnach mehr Störung als Hilfe, um die es sich handelte. Ist es nicht so, junger Freund?“

„Nein, ich war richtig hingefallen,“ bekannte Konrad

nobel. „Aber ich wär' auch ganz allein wieder hochgekommen."

„Sie sehen, gnädiges Fräulein, wie überflüssig meine Bemühungen gewesen sind," scherzte er. — „Hoffentlich habe ich in der anderen Sache mehr Glück bei dir, lieber Konrad!"

Er hatte den Zusatz in drolliger Wichtigkeit und mit Rücksicht auf das voranwandelnde Paar im Flüstertone gesprochen.

Konrad sah trotzdem ziemlich betreten drein und machte eine abwehrende Bewegung.

„Darf es deine Schwester etwa auch nicht wissen?" erkundigte sich der Doktor, den Bedenklichen spielend.

„O doch!" rief der Junge. „Das heißt —"

„Über was flüstern Sie denn da, wenn man fragen darf?" forschte Helene ahnungslos und sah die beiden erwartungsvoll an.

„Er hat mich um ein Mittel, Tätowierungen zu beseitigen, gebeten," klärte der Doktor sie halblaut auf. „Aber er will es für jemand anders — und ich muß diesen Jemand leider erst in Augenschein nehmen, ehe ich irgend etwas dazu tun kann."

Helene war blutrot geworden vor grausamer Verlegenheit, während Konrad einen ziemlich unglaubwürdigen Hustenanfall bekam.

„Er muß mir das blaue Wunder also erst einmal zur Begutachtung vorführen," fuhr der Doktor harmlos fort. Dann aber traf sein Blick das flammend rote, von grenzenloser Verwirrung überhauchte Antlitz seiner Wegnachbarin, und im gleichen Augenblick auch durchblitzte ihn der Gedanke: Sie selbst ist es, für die das Bürschchen nach jenem Mittel fragte!

Nicht gerade überzeugend suchte er daraufhin einzulenken. „Vielleicht käme es auch auf einen Versuch

an, ohne daß ich — Man müßte natürlich recht vorsichtig zu Werke gehen und —“

Er geriet ins Stottern und wurde selber rot.

Helene faßte sich gewaltsam. „Wenn Sie wirklich ein Mittel besitzen, das zu helfen imstande ist, so würden Sie mich sehr glücklich machen, Herr Doktor. Ich selbst bin es, für die Konrad gefragt hat. Sie haben es an meiner Verlegenheit vorhin wohl schon bemerkt.“

„O, mein gnädiges Fräulein, es lag mir fern, mich in ein Geheimnis zu drängen. Aber glauben Sie mir, ich werde es bewahren, als wäre es mein eigenes,“ versicherte er warm.

„Ich zweifle nicht daran, Herr Doktor,“ dankte sie ihm mit einem reizenden Lächeln, das ihn sehr beglückte.

„Und es wird mir eine große Freude sein, Ihnen zu helfen. Wenn ich nur wüßte —“ Er stockte einen Moment lang, ehe er seinem Bedenken Ausdruck gab. „Ihr Herr Vater ist nämlich vorderhand nicht eben gut auf mich zu sprechen. Ich kann also nicht zu Ihnen ins Haus kommen.“

„O, das möcht' ich auch nicht,“ unterbrach sie ihn ängstlich. „Meine Eltern dürfen es nie erfahren. — Aber was haben Sie denn mit Papa gehabt? Sind Sie etwa der Doktor von der Zuckerfabrik, der den Streit um den Bordeauxwein im ‚Lamm‘ angefangen hat?“

„Ganz recht. Der bin ich — Doktor Karstensen,“ bestätigte mit einer komischen Wehmut in Blick und Stimme der Chemiker.

„Mein Gott, dann ist's schlimm,“ stammelte Lena betreten, denn sie dachte an den Grimm ihres Vaters gegen diesen Herrn da, und daß er außer sich geraten würde, wenn er erführe, wie schnell sich seine eigenen

Kinder mit ihm angefreundet hatten, wenn auch ohne seinen Namen gekannt zu haben.

„Nun wollen Sie natürlich gar nichts mehr von mir wissen?“ sagte der Doktor, ihren Gedankengang ahnend.

„Doch, das Mittel müssen Sie uns sagen,“ mischte sich ebenso treuherzig wie energisch Konrad ein.

„Aber Konrad!“ rief Helene erschrocken über die Dreistigkeit des entschieden auf das Praktische gerichteten Jungen.

Doktor Karstensen lachte vergnügt. „Na, selbstverständlich, kluger Anwalt,“ sagte er launig. „Wenn deine liebe Schwester nur ein bißchen Vertrauen zu mir hat, werden wir schon einen Weg finden, ihr zu helfen. Ich bin für sie zu jeder Zeit und Stunde zu haben.“

Helene atmete auf. Und doch war ihr so beklommen zumute wie lange nicht. War es ein Unrecht, dem sie da zusteuerte? War es keines? Ach Gott, wenn die blinde, blöde Angst vor der schrecklichen Beichte nur nicht gewesen wäre! „Was mögen Sie von mir denken, Herr Doktor!“ murmelte sie zaghaft.

„Nichts, was Sie kränken könnte, gnädiges Fräulein!“ beteuerte er ernsthaft. „Aber nun bestimmen Sie selbst: wollen Sie einen Versuch machen, ohne mir die Stelle zu zeigen? Sie riskieren dabei nichts als einen kleinen Hautausschlag, wenn das Mittel nicht helfen sollte. Und ich gebe Ihnen dann ein anderes.“

„Wenn es mir wirklich nützen soll, muß ich in acht Tagen davon befreit sein,“ erklärte sie, sich energisch zusammenraffend.

„Dann allerdings! — Bestimmen Sie, wo ich Sie treffen kann — vielleicht im Hause einer Freundin oder —“

„Es darf kein Mensch auch nur eine Ahnung davon haben!“

„So bleibt nur eines, und ich bitte im voraus um Verzeihung, wenn der Vorschlag Sie verletzen sollte: Sie kommen mit Ihrem Bruder zusammen in mein Laboratorium. An der Parkmauer hinten bei der Zuckerfabrik ist eine selten benützte Seitenpforte, durch die Sie unbemerkt hereingelangen können. Sie brauchen nur die Zeit zu bestimmen, und ich stehe auf Posten wie ein Potsdamer Grenadier, der den Kaiser erwartet. Ist es Ihnen recht?“

Er hatte es im Tone sanften Zuredens gesprochen, und doch hatte durch seine Stimme eine herb verhaltene heimliche Freude dabei gebebt. Denn das süße Geschöpf an seiner Seite weckte allerlei Träume in ihm. Sie war so ganz anders als die Mehrzahl ihrer Geschlechtsgenossinnen. Ein Hauch reizender Mädchenfrische lag über ihrem Wesen, und der Widerspruch, in den ihre Wahrheitsliebe mit der Scheu vor den vielleicht ein wenig zu streng urteilenden Eltern geraten war, bewies ihm nur, daß sie nichts weniger als oberflächlich sei.

Ob sie ihm vertrauen, seinen etwas kühnen Vorschlag annehmen würde? Er brannte darauf, ihre Entscheidung zu vernehmen, und wagte doch nicht, seinen Worten von vorhin noch irgend etwas hinzuzufügen.

„Wann bist du frei heute nachmittag, Konrad?“ fragte sie da endlich nach langem bekümmerten Sinnen.

„Um vier!“ erklärte Konrad unternehmungslustig.

„So erwarten Sie uns denn um fünf, Herr Doktor,“ beschied sie Karstensen mit einem schönen offenen Blick ihrer großen braunen Augen, aus denen so viel holde Kindlichkeit strahlte.

Er griff nach ihrer herabhängenden Rechten und drückte sie herzhaft, wie man sie einem guten Kameraden in einem Augenblick überwallender Freude drückt. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Fräulein Kruse,“ sagte er bewegt.

4.

Konsul Dobenschütz kam mit einer offensichtlichen Freude und Genugtuung die Kellertreppe herab, die in die mächtigen Lagerräume der alten, bewährten Weinfirma führte. In seiner Rechten glänzte ein weißer Bogen Papier durch das Halbdunkel des langen, von riesigen Fässern und schnurgerade aufgestapelten Flaschenregimentern flankierten Ganges, der sich nach der Endwand hin zu verengern schien wie eine schöne alte Lindenallee in einem verlassenen Schloßparke.

„Dannehl — Dannehl!“ rief er den leeren Gang hinunter, über den die Faßkolosse seltsam geformte Schatten warfen. Seine Hand schwenkte den weißen Bogen wie eine Siegesfahne.

„Der Vater zieht drüben Mosel ab, Herr Konsul,“ sagte, aus einem Seitengange kommend, ein verwachsenes Bürschchen mit einem alten, faltigen Gesicht, aus dem die grauen Augen wie ein paar Scheinwerfer zu funkeln schienen.

„So hol ihn her, Adolf!“

„Wie der Herr Konsul befehlen,“ erklärte der Verwachsene unterwürfig und sprang in wahren Heuschreckensätzen davon, immer über die Faßschatten fort, als schüttle seinen kleinen mageren Körper eine geheime Furcht vor den hölzernen Riesen und dem, was von ihnen ausging.

Bald danach schlurfte Dannehl, der sich mit seiner

schönen rubinroten Berufsnase den Weg selber zu erhellen schien, den Gang herauf.

„Der Herr Konsul bemühen sich selbst?“ rief er voll treuherziger Freude. „Das ist ja seit hundert Jahren nicht dagewesen!“

Das alte brave Inventar durfte sich eine solche scherzhafte Übertreibung schon erlauben.

„Ja, Dannehl. Ich wollte Ihnen die gute Botschaft persönlich überbringen. Das Berliner Gutachten ist soeben eingetroffen. Der von der Gerichtsbehörde in allen derartigen Fällen zugezogene Chemiker hat unseren Château Beaupuy untersucht. Das Resultat ist selbstverständlich glänzend: vornehmer, reiner Naturwein ohne jede Spur von Beimischungen! Der Kerl wird Augen machen, wenn wir beim Termin damit herausrücken — was?“

„Mehr brauchen wir nicht, Herr Konsul. Das schlägt den Klugschnacker einfach zu Boden. Und alle Leute müssen's sehen, daß es keinen Schwindel gibt bei uns,“ entgegnete der Alte, in dessen leise verschwommenen Äuglein manchmal ein Blick aufblitzte, der von einer guten und augenblicklich sehr mobilen Beobachtungsgabe zeugte. „Wie wär's, wenn wir das Gutachten gleich morgen im ‚Anzeiger‘ losließen? Ich glaube, der Lammwirt käme sofort und bäte um gut Wetter. Und der alberne Termin brauchte gar nicht erst abgehalten zu werden.“

„Nichts da, Dannehl. Ihr gutes Herz geht da wieder einmal mit Ihnen durch. Den Termin müssen wir haben. Das gehört dazu. Und die Kosten gönn' ich dem alten Esel, dem Ziegler, auch, die Blamage nicht zu vergessen, die der neunmalkluge Stänker, der Karstensen, dabei einheimst.“

„Ich fürchte nur —“ begann Dannehl wieder,

stockte aber sofort und wandte sich mit einem kritischen Seufzer ab.

„Was fürchten Sie, Dannehl?“

„Ach Gott, das wird dem Herrn Konsul recht gleichgültig sein.“

„Unsinn! Heraus mit der Sprache! Was fürchten Sie, Dannehl?“

„Ich fürchte, daß mich der Richter nach den Vorstrafen fragt und mich vor meinen eigenen Bengels blamiert.“

„Vorstrafen? Nanu?“

„Ja, ich bin auch einmal jung gewesen, Herr Konsul. Und ein bißchen wild erst recht. Zumal wenn ich mich an eine hübsche Dirne gemacht hatte und ein anderer wollte mir da ins Gehege. Da hat's ein paarmal mordsmäßige Senge gesetzt. Denn in solchen Sachen verstand ich wenig Spaß. Na, und da hab' ich mir den Himmel doch dreimal durch die schwedischen Gardinen anschauen dürfen, einmal in Mainz und zweimal in Würzburg, wo mir die Studenten mein Mädel abhalftern wollten. Das weiß aber meine Frau nicht einmal — und nun sollen's gar die Lümmel, die Buben, erfahren!“

„Hm —“

„Darum mein' ich: wenn wir's verhindern könnten, für mich wär's ein Segen. Solange das Gutachten nicht da war, hab' ich das Maul darüber gehalten. Erst kommt immer die Firma, und ich hernach noch lange nicht. Aber jetzt, wo's so hell und klar ist wie die Maisonne —“

Dobenschütz kratzte sich hinter den Ohren. „Werde mal mit dem Justizrat reden, Dannehl,“ bemerkte er endlich. „Ich hoffe, der wird den Vorsitzenden schon veranlassen, die alten Geschichten nicht aufzurühren.

Habe übrigens gar nicht vermutet, daß Sie mal so 'n toller Bursch gewesen sind, alter Freund."

Er schlug ihm lachend auf die Schulter, dabei von der eigenen bunten Jugend gegrüßt, die zwar nichts mit schwedischen Gardinen, wohl aber mit manchem ausgleichenden Sümmlein als Abfindung und Schmerzensgeld ihre liebe Not gehabt hatte.

Dannehl zuckte die Achseln. Über sein biederes Gesicht glitt ein Ausdruck deutlichen Verdrusses. „Und der Anwalt des Lammwirts und des anderen?" meinte er beharrlich. „Die können ebensogut danach fragen."

„Allerdings wohl. Aber —"

„Ich bin dann so gut wie fertig hier, Herr Konsul."

„Ach, dummes Zeug, Alter! — Aber gut, ich will's mit Kruse überlegen. Vielleicht machen wir's doch mit der Zeitung und begnügen uns mit der Beschämung, die der verbohrte Kerl, der Ziegler, davon hat."

„Das würde mich herzlich freuen, Herr Konsul," rief der Kellermeister und machte sein treuherzigstes Gesicht dazu. „Vielen Dank auch!"

Als Dobenschütz den Keller endlich verlassen hatte, tauchte Adolf, der verwachsene Älteste des bekümmerten Küfers, wieder auf.

„Wir kommen mit einem blauen Auge davon, Vater!" kicherte er hämisch. „Der Doktor Karstensen hat mehr Glück wie Verstand! Oder meinst du doch, daß Wilhelm ihn sich kaufen soll?"

„Wenn kein Termin stattfindet, können wir ihn ruhig laufen lassen. Dann kann er uns ja nichts mehr schaden. Außerdem, du Plänemacher, hätte uns das doch sauer aufstoßen können, wenn Wilhelm erwischt worden wäre."

„Gar nicht, Vater. Was ist dabei, wenn ein braver

Sohn den Kerl vertobakt, der seinen alten Vater zum Schwindler und Panscher stempeln will? Hihihi!"

„Schafskopf, schrei nicht so! Sei froh, wenn alles glatt abläuft! Wenn's nach mir gegangen wäre, hätten wir gerade diesen Beaupuy ungeschoren gelassen. Es war genug mit dem Margaux. Aber du kannst den Hals ja nie voll kriegen!"

„Dem Klostermüller lag aber gerade an Beaupuy," zischelte der Verwachsene mit einem bösen Blick. „Und hundert Mark sind doch kein Pappenstiel!"

„Der Gauner hat viel größeren Profit dabei als wir!" murrte der Alte. „Vorläufig soll er mir übrigens vom Leibe bleiben. Roll das Faß Heidelbeerwein hinter zu den leeren Fässern."

„Und der Aßmannshäuser, der heute nachmittag —"

„Laß mich in Ruhe! Der faule Kram muß für eine Weile aufhören!"

„Du bist komisch, Vater. Morgen abend holt der Klostermüller den Rest Rauentaler mit den ausrangierten Oxhoftfässern zusammen. Ich habe schon alles an die Hintertreppe geschafft. Warum soll er nicht gleich zwanzig Flaschen Aßmannshäuser mitmarschieren lassen?"

„Weil ich nicht will!" schrie ihn der Alte wütend an.

„Nun fängst du selber an, Hallo zu machen."

„Weil du frech wirst, Bursche!" knurrte der Kellermeister, die Stimme wieder dämpfend. „Du hast mich überhaupt in die ganze elende Schwindelgeschichte hineingeritten! Früher —"

„Früher hast du bloß mit Wasser gepanscht und den Überschuß durch die eigene Kehle gejagt," unterbrach ihn der andere. „Jetzt haben wir wenigstens einen reellen Vorteil von deiner Kunst."

„Bengel, ich schlage dir das Maul kurz und klein!" knirschte ingrimmig der Alte.

„Besorg das lieber dem klugen Doktor Karstensen," zischte der Knirps zurück, der unwillkürlich hinter eines der Riesenfässer geschlüpft war. „Wenn du's nicht willst mit dem Aßmannshäuser — auch gut!"

„Nein, diesmal nicht!" entschied Dannehl. „Es muß erst wieder alles ruhig werden. Und ich will zufrieden sein, wenn sich die Geschichte glatt erledigt."

„Ich hatte auch noch einen anderen Plan," fing Adolf, der wieder hervorgekommen war, von neuem an. „Wilhelm hätt's gar nicht zu sein brauchen. Zieglers Rudolf, der eingebildete Laffe, ist wieder da. Wie ein angeputzter Affe läuft er herum. Den hätte ich scharf gemacht mit Weibergeschichten. Er war mal in eine verschossen, die Karstensen sich wohl angeln möchte, obgleich er da die Finger davon lassen sollte. Ich habe so meine Beobachtungen gemacht und möcht's dem Justizrat am liebsten stecken. Aber —"

„Will dieser Lumpenkerl, der Karstensen, etwa die kleine Lena?"

„Ja, das will er!" zischelte der Krüppel leidenschaftlich und krampfte die gespreizten Finger seiner Rechten gegen die flache Brust. „Und paß auf, wenn der Termin im Sande verläuft —"

„Was du dir denkst, Junge! Dem gibt sie der Justizrat ganz gewiß nicht," beruhigte ihn der Alte, der sofort wußte, daß sein unglücklicher Ältester wieder einmal von einer brennenden Neigung gepackt worden war und die schlimmen Qualen zweckloser Eifersucht litt, ein bitteres Spiel seiner liebehungrigen Phantasie, das sich alljährlich ein paarmal an ewig wechselnden Objekten zu wiederholen pflegte.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Justizrat war von den friedfertigen Absichten seines vieljährigen Klienten und Freundes überaus angenehm berührt. An der Hand der Berliner Analyse schien es ihm selbstverständlich, nicht nur den Lammwirt von der Erfolglosigkeit seiner Entschädigungsklage zu überzeugen, sondern auch durch diesen den unklugen Chemiker zu einer angemessenen Erklärung zu veranlassen, wodurch er die Basis gewann, noch vor dem Termine einen Vergleich zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen und die alten Freunde zu versöhnen.

Er machte sich also auf, um mit Ziegler, dem Lammwirt, ein ernstes Wort zu reden.

Aber so leicht war die Sache durchaus nicht, wie er sie sich vorgestellt hatte.

„Doktor Karstensen holt auch ein Gutachten aus Berlin ein," brummte der Lammwirt widerspenstig. „Wollen doch erst sehen, wie das ausfällt! Du kannst mir das nicht verdenken, lieber Eberhard! Es läßt sich eben kein Mensch gern blamieren!"

„Schön, warten wir euer Gutachten also auch noch ab," gab Kruse nach. „Aber sei so gut und laß es mich wissen, wenn es eingetroffen ist."

„Es muß in diesen Tagen kommen."

„Jedenfalls doch vor dem Termin?"

„Natürlich. Es sind ja noch ein paar Tage hin."

In der Tür erschien, augenscheinlich zu einem Renommierbummel gerüstet, der Marinefähnrich. „Ich hab' hier, glaub' ich, meine Handschuhe liegen lassen, Vater," sagte er affektiert. Die neue Würde war ihm etwas heftig in den krausen Kopf gestiegen. „Ah, sieh da, der Herr Justizrat!" setzte er hinzu. „Ist das Leben noch frisch?"

„Nicht ganz so frisch mehr als Ihres, junger See-

fahrer," meinte Kruse. „Warum lassen Sie sich übrigens nicht einmal sehen bei uns?"

„Ja, wenn man sich vierteilen könnte, Herr Justizrat!" beschied ihn selbstgefällig der schöne Rudolf. „Man kann sich ja nicht retten vor Einladungen in dem alten Neste! Aber wenn Sie gestatten, begleite ich Sie auf der Stelle, um den Damen guten Tag zu sagen. Oder gehen Sie jetzt nicht heim?"

„Doch, lieber Rudolf. Kommen Sie nur mit!"

Das war dem Fähnrich willkommen. Wenn der Alte ihn selbst einführte, durfte Lena ihn nicht allzu unfreundlich behandeln, und er lernte bei dieser Gelegenheit endlich Fräulein Tilla Uppenkamp kennen, die er bisher nur von weitem gesehen und angeschwärmt hatte. Die reiche Erbin wäre ihm ein ernsthaftes Eroberungsziel, aufs innigste zu wünschen, gewesen. Und der Anfang dazu konnte auf diese Weise ebenso unauffällig wie sicher vor sich gehen.

Frau Hedwig empfing ihn denn auch mit aller Liebenswürdigkeit, ließ sich unbefangen von seinen Reisen erzählen und lud ihn zum Kaffee ein. Lena hatte an ihm vorübergesehen, als er ihr die Hand geboten. Aber Tilla entfaltete sofort ihre ganze Fertigkeit im Flirt. Uniformen hatten immer etwas Anreizendes für sie, wenn auch Kavallerieleutnante bei ihr im Kurs viel höher standen als die simple Marine.

Natürlich fiel ihr die herbe Einsilbigkeit der Tochter des Hauses alsbald auf, und sie benützte eine gute Gelegenheit, sie zu fragen, weshalb sie so abstoßend gegen den Besucher sei.

Lena wich ihr aus. Da nahm sie sich den Fähnrich selbst vor, als sie mit ihm allein in einer Fensternische stand und dem Anzünden der Gaslaternen draußen zusah.

„Haben Sie es auch gemerkt?“ fragte dieser halblaut zurück und überlegte, was er sagen durfte, um sich seine Chancen bei dem Goldfisch nicht zu verderben. „Wenn Sie mich nicht verraten wollen,“ setzte er flüsternd hinzu, „will ich gern Farbe bekennen.“

„Wie werd' ich denn!“ beteuerte Tilla, ganz Ohr für die Aufklärung, die nun kommen mußte.

„Nun denn,“ begann er zögernd, „Fräulein Lena hat ein schlechtes Gewissen!“

„Ah —!“

„Wir waren vor Jahren einmal ein Herz und eine Seele. Gott, wenn man so draußen auf dem endlosen Meere herumsegelt, wärmt's einem die Brust, daheim etwas Liebes zu wissen. Aber Mädchentreu' und Weizenspreu! Sie sollen sich aber nicht beleidigt fühlen dadurch. Ich kenne Sie ja zu wenig — und traue gerade Ihnen nach dieser Richtung hin nichts Schlimmes zu. Lena indessen hat mich seit Jahr und Tag, was man so sagt, zum alten Eisen geworfen. Vielleicht hat ihr da unten in der Schweiz irgend ein Hansnarr das Köpfchen verdreht. Was weiß ich? Aber es ist schade um sie und —“

„Soll ich einmal mit ihr reden?“ erbot sich Tilla in einer Aufwallung billigen Edelmutes.

Er schüttelte das Haupt schmerzlich. „Zu spät!“ flüsterte er abwehrend. „Für uns beide zu spät! Ich habe nichts mehr für sie übrig, seit — seit ich — eine andere gesehen! Und sie selbst läßt sich ja jetzt von einem Chemiker die Cour schneiden, wie mir erzählt worden ist, einem faden Kerl, der auch meinen Vater in Ungelegenheiten gebracht und in eine Klage gegen seinen alten Freund Dobenschütz gehetzt hat. — Aber, bitte, reinen Mund halten. Der Krach wird schon noch einmal kommen.“

In Tillas mißgünstiger Seele reckte sich die Eifersucht. Wie still und ehrbar hatte sich Lena Kruse ihr gegenüber immer gegeben, und welche Verschlagenheit wohnte in dem unschuldig blickenden, dummen Ding!

Nun, sie wollte es ihr schon eintränken! An dem grünen Fähnrich lag ihr nicht eben viel, aber daß sie es im Handumdrehen verstanden hatte, sich Harro Karstensen einzufangen, der ihr gegenüber so kühl und zurückhaltend geworden war, ärgerte sie über die Maßen.

„Woher wissen Sie denn das mit dem Chemiker?" forschte sie.

„Ein Kamerad von der Schulbank her hat es mir erzählt. Ich kann noch nichts weiter sagen. Aber morgen denke ich mich selbst davon zu überzeugen."

„Wie werden Sie denn das anfangen, Herr Ziegler? Die Sache interessiert mich ein wenig."

„Kommen Sie mit, wenn Sie sich meinem Schutze anvertrauen wollen," lockte er.

„Ich glaube, das kann man wagen."

„Dann also morgen nachmittag im Cäcilienpark. Ich werde an der Schwanenbrücke auf Sie warten. Gegen fünf müssen Sie dort sein. Wählen Sie aber den Weg durch die Beethovenstraße, also vom Ginsterberg her, damit sie nichts merkt."

„Das soll gerne geschehen," versicherte Tilla, vergnügt, zu einem so famosen Abenteuer zu kommen. Es war doch eine kleine Abwechslung in dem Einerlei dieser öden Philisterstadt. Und wie tief würde sich die hochmütige Tugendstandarte, diese Lena, demütigen müssen, wenn sie ihr plötzlich, mitten in ihrem Stelldichein, spöttisch lächelnd gegenübertrat!

Im Zimmer zündete man jetzt die Gaskrone an,

und das Mädchen meldete den Besuch der Schneiderin, die auf Anfang der kommenden Woche für eine Reihe von Tagen verpflichtet worden war.

„Sie wird doch nicht etwa abbestellen wollen?“ rief Frau Hedwig nervös, während Lena wie immer, wenn Doris Wernicke in Sicht war, von einer zitternden Unruhe überfallen wurde, denn das blaue Herz war ja trotz der vorsichtigen Bemühungen Harro Karstensens leider noch immer nicht ganz verschwunden.

Rudolf Ziegler benützte die Gelegenheit, sich zu empfehlen, just als die Modistin über die Schwelle trat, die triumphierend verkündete, daß sie durch eine plötzliche Reise der Frau Major v. Orla in der angenehmen Lage sei, schon übermorgen ihre Tätigkeit im Kruseschen Hause beginnen zu können.

Bleich wie eine Kalkwand und völlig geistesabwesend sah Lena sich den flotten Fähnrich verneigen. Sie brachte vor Herzklopfen nicht einmal das kleinste Abschiedswörtchen über die Lippen.

5.

Der Justizrat wurde vom „Lamm“ aus an das Telephon gebeten. Er benützte die nächste Verhandlungspause im Amtsgericht, wo er heute einen angestrengten Tag in hartköpfigen Bauernstreitigkeiten hatte, um sich mit dem alten Ziegler zu unterhalten.

„Hier Justizrat Kruse! Wer dort?“ begann er.

„Hier Ziegler — ‚Junges Lamm‘!“

„Alter Streithammel wäre richtiger!“ dachte Kruse mit einem spöttischen Lächeln. „Na, was gibt's?“ rief er. „Aber bitte — recht kurz. Ich muß sofort wieder in den Sitzungsraum.“

„Unser Gutachten aus Berlin ist eingetroffen. Doktor Karstensen hat es mir eben telephoniert.“

„Na, nun schließen wir also Frieden? Ich werde gleich das Nötige veranlassen wegen des Termins morgen."

„Das ist's ja gerade, weshalb ich dich angeklingelt habe, lieber Justizrat. Es geht nicht!"

„Was geht nicht?"

„Daß du den Termin abbestellst."

„Ja, warum denn nicht?"

„Das Gutachten ist ganz auf unserer Seite. Da werd' ich doch nicht so dumm sein und —"

„Laß dich nicht auslachen! Das ist bestellte Arbeit! Dieser Karstensen sollte sich schämen!"

„Ich glaube das nicht. Ein gerichtlich so viel in Anspruch genommener Chemiker wie Professor Eisold wird sich doch hüten —"

„Eisold?"

„Jawohl."

„Da soll doch den ganzen faulen Analysenkram der Henker holen! Eisold hat unser Gutachten ja auch geschrieben!"

„Nicht möglich!"

„Doch — doch!"

„Na, da soll doch —"

„Irgend etwas kann da unmöglich stimmen. Kannst du mir das Gutachten nachher ins Haus schicken?"

„Ich weiß nicht. Doktor Karstensen hat, glaub' ich —"

„Du meinst, er hat keine Lust?"

„Er wohl schon. Aber unser Rechtsanwalt, der Doktor Kaßmann, hat sich ausbedungen —"

„Ach, Unsinn! Dem werd' ich hier gleich aufs Dach steigen. Und zu Karstensen gehe ich dann selbst. Treffe ich ihn nachmittags in der Fabrik oder in seiner Wohnung?"

„Bis sechs ist er in der Fabrik, soviel ich weiß.“

„Gut. Später sehen wir uns.“

Ein Gerichtsdiener kam, ihn abzurufen.

Als er am Nachmittag seine Sprechstunde hinter sich hatte und sich früher als sonst zum Ausgang rüstete, fragte ihn Frau Hedwig, weshalb er es heute so eilig habe. Sie pflegte um diese Zeit mitunter ein Plauderstündchen mit ihm zu halten.

„Ich muß zu diesem Karstensen,“ brummte er. „Fataler Weg! Aber ich bin es Dobenschütz schuldig. Die Mädel könnten mich übrigens begleiten und im Cäcilienpark so lange umherspazieren, bis ich mit ihm gesprochen habe.“

„Lena ist mit Konrad ausgegangen,“ gab Frau Hedwig Auskunft. „Aber Tilla geht vielleicht mit dir.“

Indes erwies sich, daß auch Tilla dem schönen Nachmittag Geschmack abgewonnen und das Haus verlassen hatte.

Der Justizrat runzelte die Stirn. „Warum gehen die Mädel nicht wenigstens zusammen?“ fragte er scharf.

Seine Gattin zuckte die Achseln. Es hatte keinen Zweck, über Tillas Eigenmächtigkeiten Klage zu führen. Das gab nur unerfreuliche Auseinandersetzungen.

„Ich glaube, dieses unvernünftige Frauenzimmer hat wieder einmal mit irgend einem angebandelt, um ihrer Langeweile Zucker zu geben. Gnade ihr Gott, wenn ich dahinterkomme!“ grollte er.

„Du wirst sie nicht mehr ändern, Eberhard. Das Jahr ist ja auch bald um,“ beruhigte ihn Frau Hedwig. „Vielleicht sitzt sie auch nur in irgend einer Konditorei und futtert Schlagsahne.“

„Glaub' ich nicht,“ brummte der Eheherr und ging.

Und es schien, als ob er wieder einmal recht behalten sollte.

In der Zuckerfabrik brachte ihm der Portier auf seine Anfrage, ob er Herrn Doktor Karstensen noch träfe, den ihm nicht ganz echt erscheinenden Bescheid, daß der Doktor augenblicklich nicht in der Fabrik sei. Vielleicht frage er in einer halben Stunde noch einmal vor.

Kruse war wütend. Offenbar hatte dieser Giftrührer die Absicht, den geplanten Vergleich zu verhindern. Trotzdem wollte er den Versuch, mit ihm zu sprechen, wiederholen. Er ging deshalb um die Stadtseite der Fabrik herum und wandte sich in den Cäcilienpark, um während der halben Stunde dort Erholung zu suchen.

Eine schlankgewachsene Dame in Trauerkleidung fiel ihm auf, als er bei einem Durchblick die Schwanenbrücke zu Gesicht bekam. War das nicht Tilla Uppenkamp? Und als er, Deckung hinter einer riesigen Buche nehmend, den Beobachter spielte, währte es nicht lange und er sah von der Gegenseite her eine Marineuniform auftauchen. Das konnte kein anderer als der junge Ziegler sein, dessen abenteuerlustiges Wesen an seiner Schutzbefohlenen ohne Zweifel riesiges Wohlgefallen fand.

Er überlegte kurz, ob er den beiden zunächst ihr Vergnügen lassen solle, entschied sich aber für ein harmloses Dazwischentreten.

Noch ehe sie ganz zueinander gelangt waren, schritt er auf einem für sie beide sichtbaren Seitenwege möglichst unbefangen auf sie zu.

Es entging seinen scharf beobachtenden Augen nicht, wie sie bei seinem Anblick für einen Moment schreckhaft verlegen wurden. Aber er tat, als merke er es nicht.

„Na, Tilla, schnappen Sie auch ein bißchen frische Luft?“ fragte er freundlich. „Das ist gescheit bei dem schönen Wetter!“

„Ich hatte so Kopfschmerz!“ log sie schnell gefaßt. „Und da dacht' ich —“

„Sie könnten ihn sich weglaufen? O ja, manchmal gelingt das. Aber warum nehmen Sie nicht eine Tablette Zitrophen, wie's Ihnen der Arzt doch verschrieben hat?“

„Die hab' ich verbraucht.“

„Hm — so sprechen wir doch nachher in der Apotheke vor und lassen uns ein Schächtelchen frische geben. Haben Sie nicht Lust, ein Stückchen mit mir zu gehen, liebe Tilla?“

„Ja, warum denn nicht?“ lachte sie, innerlich erbost über diesen Störenfried, der sie um das ganze Vergnügen dieses Nachmittags brachte.

Rudolf Ziegler war inzwischen zu den beiden herangetreten, nachdem er schon vorher militärisch gegrüßt hatte.

„Schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande,“ scherzte er, den Unbefangenen markierend.

„Aber zu Wasser doch wohl etwas seltener, Herr Großadmiral!“ neckte der Justizrat und blinzelte ihn vergnügt an.

„O ja, da kann man manchmal lange warten, eh' man sich wiedersieht,“ bestätigte er, Tilla verstohlen einen bedauernden Blick widmend.

„Kommen Sie auch mit in die Stadt zurück?“ erkundigte sich Kruse.

„Ich möchte noch ein Stündchen laufen, um wieder frisch zu werden. Wir hatten einen ausgedehnten Frühschoppen heute.“

„Bei Vatern im ‚Lamm‘?“

„Im Gegenteil — bei der anderen Partei.“

„Verstehe ich nicht. Bei welcher anderen Partei?“

„Nun, bei der Ihrigen, Herr Justizrat.“

Kruse schüttelte verständnislos das Haupt.

„Ich war in des Konsuls Dobenschütz Kellereien,“ erklärte darauf der offenbar noch ein wenig animierte Seeheld. „Wilhelm Dannehl ist ein alter Schulkamerad von mir. Der hatte mich neulich schon einmal eingeladen. Was gehen mich auch schließlich die Streitereien an, die der Konsul mit meinem Alten hat! So 'n Kellerfrühschoppen ist immer meine Wonne gewesen. Und außerdem sitzt mein Alter entschieden im Unrecht. Dieser Fatzke, der Chemiker von der Zuckerfabrik, will sich nur wichtig machen und 'ne Rolle spielen. Ob er andere Leute dabei kränkt oder schädigt, ist ihm einerlei. Man sollte sich wirklich vor ihm in acht nehmen und ihm die Finger gelegentlich mal klopfen — Sie auch, Herr Justizrat, Sie auch!“

„Wenn's mal paßt, will ich das gern besorgen, lieber Rudolf!“ versprach Kruse nicht ohne Humor. Das großsprecherische Überlegenheitsgefühl des jungen Ziegler, das von einem halbverwehten Schwips noch immer leise aufgestachelt zu werden schien, amüsierte ihn königlich. Er gab ihm die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen also!“

Dann schlugen Kruse und Tilla den Weg nach der Stadt ein.

Als sie aus Rudolfs Hörweite waren, räusperte sich der Justizrat und knurrte dann verdrießlich: „Wozu begehen Sie solche Torheiten, Tilla? Der grüne Junge kann Sie doch unmöglich begeistern! Und wenn Sie selbst sich auch über das Urteil der Leute hinwegsetzen, weil Sie über kurz oder lang ja die Stadt verlassen,

so sollten Sie doch an uns denken und dergleichen unterlassen!"

„Vielleicht habe ich gerade an Sie gedacht," bemerkte Tilla, ein bißchen die Rätselvolle spielend. Sie kam sich plötzlich ungeheuer edelmütig vor, da es sich im Grunde genommen ja um die verbotenen Wege der Tochter dieses alten Moralpredigers handelte, während sie, anstatt sich zu verteidigen und dem Vater reinen Wein einzuschenken, sich gewissermaßen opferte, indem sie sich von ihm sogar aus dem gefährlichen Park führen ließ. Großmütiger konnte sie wahrhaftig nicht handeln! Der Gedanke tat ihr so wohl, daß sie die Sensation, Lena von ihrem Vater im Park überraschen zu lassen, dafür aufgab, obgleich auch diese Aussicht einen ganz fabelhaften Reiz auf ihr ereignislüsternes Gemüt ausübte.

Der Justizrat war von ihrer Antwort wenig erbaut. Er witterte nichts Bedenkliches dahinter, sondern hielt sie für einen ihrer sophistischen Seitensprünge, mit denen sie von ihr unliebsamen Erörterungen fortzukommen verstand. „Versteh' ich nicht," brummte er. „Mir genügt auch die Tatsache, daß ich Sie mit diesem Leichtkittel, dem Ziegler, hier getroffen habe. Warum schließen Sie sich nicht an Lena an, wenn Sie spazieren gehen wollen? Ein Mädchen, das ein bißchen was auf sich hält, darf nicht —"

„Herr Justizrat!" keuchte Tilla voll zorniger Glut.

„Ach was, ich nehme da kein Blatt vor den Mund. Was zu viel ist, ist zu viel!"

„Sie wissen ja gar nicht, zu welchem Zwecke ich in den Cäcilienpark gegangen bin!" rief sie erregt.

„Na, Gesangbuchlieder wolltet ihr wohl kaum miteinander repetieren!" spottete er.

„Aber ich schwöre Ihnen, Herr Justizrat —" hub

sie an, halb und halb schon willens, sich Lenas Geheimnis entreißen zu lassen, um dadurch volle Genugtuung zu erlangen.

Da griff er plötzlich nach ihrem Handgelenk. „Still!" raunte er. „Was ist da los? Hören Sie nicht? Ein Wortwechsel, in den der edle Fähnrich da geraten ist! Kein Wunder übrigens bei dem Zustand!"

Auch Tilla horchte auf. Ihr Herz klopfte seltsam bang und doch erwartungsvoll.

„Hilfe — Hilfe!" schrie eine angsterfüllte Knabenstimme, während drohende Männerworte dazwischen tönten.

„Das klang doch wie Konrad!" stieß der Justizrat betroffen hervor, und mit langen Schritten eilte er der Gegend zu, aus der der Lärm herüberschallte.

„Herr Justizrat, bleiben Sie — ich bitte Sie inständigst!" rief Tilla hinter ihm her. Und doch lebte eine wilde Freude in ihr an der Szene, die sich jetzt abspielen mußte. Denn eine sichere Ahnung sagte ihr, daß der Fähnrich mit dem Chemiker zusammengeraten sei.

Ohne weiteres Besinnen lief sie dem Justizrat nach.

„Ja, Rudolf, sind Sie denn des Teufels?" keuchte Kruse, der diesen mit einem sorgfältig gekleideten Spaziergänger ringen sah, dessen Zylinderhut soeben in weitem Bogen über den Weg rollte.

Aber Rudolf ließ sich vorderhand nicht stören. Diesen Angriff hatte ihm Adolf Dannehl, der verschlagene Krüppel, beim Frühschoppen zu einer Art Pflicht gemacht.

„Mein Gott — der Vater!" rief entsetzt Konrad, der neben einer ganz verzweifelten jungen Dame mit weit aufgerissenen Augen stand.

Und der Justizrat erkannte verblüfft seine Tochter

Lena. War das ein Zufall oder nicht? Er grübelte nicht lange darüber nach, sondern packte den Fähnrich mit einem rauhen Griff an den Schultern und riß ihn zurück.

Da erst sah er, daß er den Doktor Karstensen befreit hatte.

„Verzeihung, Herr Justizrat!“ stammelte dieser. „Ich weiß nicht —“

„Hören Sie, Rudolf, das ist doch geradezu unerhört! Ich gebe mir Mühe, Frieden zu stiften und alte Freunde vor einem gerichtlichen Streit zu bewahren. Machen Sie, daß Sie heimkommen und schlafen Sie Ihren Rausch aus!“ wetterte der Justizrat den Fähnrich an.

„Herr Justizrat, Sie wissen nicht —“ begehrte dieser auf.

„Ich will auch gar nichts wissen, solange Sie sich so unverantwortlich betragen!“ schnitt ihm Kruse scharf das Wort ab.

„So lassen Sie sich's nur von Fräulein Uppenkamp sagen. Die weiß so gut Bescheid wie ich!“ schrie der Fähnrich wütend.

Tilla war inzwischen herangekommen. „Aber so nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Ziegler!“ bat sie mit einem scheuen Blick auf Lena.

„Ich bin durchaus vernünftig. Aber ich lasse die Ehre einer Dame —“

„Ehre einer Dame?“ fragte Kruse und warf einen forschenden Blick auf seine ganz entgeistert dastehende Tochter.

„Ich verbiete Ihnen diese ebenso unsinnigen wie häßlichen Anzüglichkeiten, Herr!“ schallte da scharf Doktor Karstensens klare Stimme auf.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor,“ sagte Kruse heiser, „waren diese Anzüglichkeiten Ihrer Auffassung nach auf meine Tochter gemünzt?“

„Ja!" erklärte Karstensen nach kurzem Zögern.

„Dann haben Sie wohl die Güte, mir darüber eine ausreichende Erklärung zu geben. Lena, du gehst mit Tilla und Konrad voraus! — Rudolf, Sie warten hier auf mich. Wir gehen nachher zusammen heim!" ordnete der Justizrat mit äußerlicher Ruhe die Situation, so stark auch Enttäuschung und Zorn in ihm wühlten.

„Wenn Ihr Fräulein Tochter mich ermächtigt —"

„O, bitte, sagen Sie Papa alles, Herr Doktor!" bat Lena mit leisem Schluchzen. „Und — wer mich in diese Sache durch seine Falschheit hineingetrieben hat, das — das kann Herr Rudolf Ziegler dann ja aus eigenem Wissen hinzufügen!"

Die letzten Worte lösten eine eigenartige Wirkung in den drei Männerköpfen aus. Kruse merkte verdutzt, daß Karstensen hier eine Art Helfer für sein Kind gespielt hatte — in welcher Angelegenheit war ihm natürlich noch höchst dunkel, aber um eine Liebelei mit Karstensen handelte es sich, Gott sei Dank, wohl nicht!

Rudolf, der Fähnrich, dagegen spürte leise Beklemmungen. Er hatte plötzlich Visionen von blauen Herzen, die vor ihm herumtanzten und sich ironisch verbeugten und förmliche Fratzen dazu schnitten.

Am wohlsten fühlte sich Karstensen durch den deutlichen Hinweis auf den jungen Ziegler berührt. Also der war es gewesen! Wie lange mußte das her sein! Dabei war dieser Rudolf eigentlich heute noch ein junger Windbeutel, den man nicht ernst zu nehmen brauchte. Und wie bekümmert hatte er schon manchmal an der Herkunft dieses ominösen blauen Herzens mit den fatalen Buchstaben darin herumgegrübelt! Welcher Schurke hatte sich so in das Vertrauen dieses holden Kindes gestohlen, daß sie ihm dergleichen er-

lauben konnte? So hatte er sich immer wieder gefragt.

Aber die Frage hatte sich nicht über seine Lippen getraut, wenn er beschäftigt gewesen war, die Spuren davon nach und nach zu vertilgen.

Dabei hatte ihm jedes ihrer Worte, jeder Atemzug, jeder unschuldig verwirrte Blick, jedes zaghaft dankbare Lächeln gesagt, daß dieses dumme Herz ja bloß eine törichte Kinderei gewesen sei und nur die große rätselhafte Scheu junger Mädchen vor den Eltern die närrische, jedenfalls ganz überflüssige Angst in ihr geweckt habe, die fieberhaft danach verlangte, die blauen Punkte endlich zu beseitigen.

„Wenn ich recht verstanden habe, so stammt das blaue Herz also von Ihren kunstgeübten Händen, Herr Fähnrich?" fragte er mit einem leisen Lächeln.

„Welches blaue Herz?" mischte sich ungeduldig der Justizrat ein, der den in der Dämmerung verschwindenden Mädchen nachsah.

Darauf erzählte Doktor Karstensen ruhig und schlicht, mit einem ganz leisen, wohltätigen Unterton von Humor, was Lena Kruse all die Tage zu ihm hergeführt hatte.

„Also eine Tätowierung?" sagte erleichtert Kruse. „Und die haben Sie ihr beigebracht, junger Seeheld? Wann ist denn das gewesen?"

„Es ist schon drei Jahre her, Herr Justizrat," entrang es sich Rudolfs Lippen. Die Ritterrolle, die er sich für diese Stunde eigentlich zugelegt hatte, war in eine bedenklich komische Färbung geraten.

„Also damals?" murmelte der Justizrat. „Und das Kunststück ist Ihnen gelungen, Herr Doktor?"

„Bis auf wenige, kaum merkliche Pünktchen."

„Dafür danke ich Ihnen aufrichtig! Und auch

dieser Seeheld hier wird Sie kaum wegen mutwilliger Zerstörung seines Kunstwerks vor Gericht schleppen wollen. — Oder haben Sie dergleichen Absichten, Rudolf?"

„Ach, Herr Justizrat, wenn ich gewußt hätte! — Überhaupt, dieser Dannehl, der elende Hetzer! Na, ich werd's ihm schon besorgen! — Herr Doktor Karstensen, ich bin vorhin —"

„Schwamm drüber, Herr Ziegler — die Sache ist erledigt!" schnitt Karstensen ihm liebenswürdig das Wort ab.

„Ich danke Ihnen!" erklärte Rudolf ehrlich.

Kruse dachte währenddessen an Lena, sein Kind, und welche Wege er wählen müsse, um alles zu ihrem Besten zu ordnen und ihr unbedingtes Vertrauen zurückzugewinnen. Die letzten Worte der beiden jedoch lenkten ihn davon ab.

„Wie friedfertig Sie mitunter sein können, verehrter Herr Doktor!" wandte er sich an Karstensen. „Warum sind Sie zu anderen Zeiten nur so halsstarrig?"

„Bin ich gar nicht, Herr Justizrat! Nur wo ich einem dreisten Schwindel in meinem Fache auf die Spur komme, kenne ich keinen Spaß. Und wie Sie aus dem Gutachten des Professors Eisold in Berlin erkennen werden, ist der von mir seinerzeit angezweifelte Rotwein wirklich ein minderwertiger Verschnitt mit Heidelbeersaft."

„Nun, derselbe Eisold hat auf unsere eingesandte Probe hin das Gegenteil festgestellt. Darf ich Ihr Gutachten einmal einsehen?"

„Bitte!" entgegnete Karstensen und holte es aus der Brusttasche. „Da von beiden Seiten Irrtümer in der Auswahl der eingesandten Proben wohl ausge-

schlossen erscheinen, bleibt kaum etwas anderes als die Annahme übrig, daß Konsul Dobenschütz von einem seiner eigenen Leute betrogen wird."

„Da könnten Sie recht haben, Herr Doktor!" meinte nachdenklich der Justizrat.

„Dann sind's die Dannehls!" rief der Fähnrich. „Ich habe schon manchmal gemerkt, daß da nicht alles stimmt. Und darum sollte ich durchaus auch heute nachmittag vorgehen! So eine Bagage!"

Er war schwer zu beruhigen. Aber seine Angaben, die er vor Dobenschütz wiederholte, führten dazu, daß beschlossen wurde, den verdächtigen Kellermeister noch am gleichen Abend ins Gebet zu nehmen.

Vom Justizrat, Karstensen und dem Fähnrich begleitet, ging der Konsul, seinen biederen Kellermeister am Orte seiner Tätigkeit aufzusuchen.

Die Kellertür war verschlossen. Aber ein flüchtiger Lichtschimmer, wie von einer flimmernden Laterne geworfen, huschte plötzlich durch die vergitterten Scheiben unweit der Tür.

Schon wollte Rudolf Ziegler, der sich wieder in seiner Würde zu fühlen begann, durch ein kräftiges Pochen den Eingang erzwingen, da bedeutete ihn Dobenschütz leise, davon abzusehen.

„Wir haben noch eine Hintertür nach dem Garten zu, die allerdings selten benützt wird," flüsterte er.

Möglichst geräuschlos begaben sie sich um das mächtige Hofgebäude herum zu dem kleinen vernachlässigten Krautgarten.

Richtig — die Tür stand gegen alle Regel offen, und aus der Tiefe her klangen gedämpfte Stimmen und Schritte.

„Warten wir ab, meine Herren!" tuschelte Dobenschütz, der eigentlich sehr niedergeschlagen war.

Da löste sich aus dem Schatten des dunkeln, eisenbeschlagenen Türflügels eine Gestalt und rief die Kellertreppe hinunter: „Vater — Vater, der Herr Konsul möchte dir noch was sagen!"

„So ein Fuchs!" schimpfte Dobenschütz, der sofort wußte, daß Adolf hier Wache gestanden hatte, um irgend einen lichtscheuen Handel vor Entdeckung zu behüten.

Im gleichen Augenblicke erscholl aus der Tiefe her ein jäher Aufschrei, untermischt mit Poltern und Scherbenklirren.

„Vorsicht beim Hinabsteigen!" mahnte der Konsul.

„Ich habe eine Taschenlaterne," bemerkte der Chemiker und ließ ein elektrisches Glühlicht aufblitzen.

Rasch stiegen sie unter seinem Strahlenschein hinab.

Da lag am Fuße der Treppe eine stöhnende Gestalt, noch ein paar langhalsige volle Flaschen im Arme, während etliche andere in Scherben um ihn her verstreut waren und ihren Inhalt über die Stufen und Bodenfliesen ausgegossen hatten.

Karstensen leuchtete ihm ins Gesicht. Es war der Klostermüller.

„Was treiben Sie hier, Hankel?" fragte stirnrunzelnd der Konsul.

„Ich — ich hole die ausrangierten Fässer ab, die ich neulich gekauft habe, Herr Konsul!" stotterte der Mann, den Adolf Dannehl beim alarmierenden Hinabstürzen über den Haufen gerannt hatte.

„Ja, sind denn das Fässer?" erkundigte sich ironisch der Konsul, auf die verräterischen Rheinweinflaschen deutend.

Der Kellermeister kam inzwischen den Gang heraufgehastet. Er wollte doch wenigstens versuchen, die böse Überraschung noch abzuwenden. „Der Klostermüller

wollte mir helfen, die Flaschen nach vorn zu bringen, Herr Konsul. Sie sind vom Bahnhofwirt bestellt," erklärte er, freilich nicht sehr überzeugend.

„Durch die Hintertür, Dannehl, die überhaupt nicht benützt werden soll?" fragte sarkastisch der Konsul. „Mensch, wenn Sie mir jetzt nicht sofort die volle Wahrheit über Ihre sämtlichen seit Jahr und Tag begangenen Unredlichkeiten sagen, so kommen Sie noch heute abend hinter Schloß und Riegel! — Stehen Sie endlich auf, Hankel! Sie kommen mit nach vorn ins Kontor. Es geht in einem Aufwaschen! Und den Halunken, den Adolf, den Sie sich ja schön abgerichtet zu haben scheinen, will ich auch sehen! Aber sofort! Die Schlüssel nehm' ich an mich."

„O Gott, Herr Konsul, Gnade — Gnade! Ich will ja mit nichts hinter dem Berge halten. Ich bin ein Lump. Ein großer! Aber der Bengel hat viel mehr Schuld als ich!" jammerte der Kellermeister.

„Glauben Sie's ihm nicht, Herr Konsul!" kreischte, plötzlich zum Vorschein kommend, der Krüppel dazwischen. „Ich bin nur ein gehorsamer Sohn gewesen — nichts weiter! Ich habe gar nicht gewußt, daß Vater —"

„Schweig oder ich bring' dich um!" schrie Dannehl außer sich.

Aber Karstensen fiel ihm in den Arm und führte ihn die Treppe hinauf.

Im Kontor legte das Kleeblatt eine umfassende Beichte ab. Der Klostermüller erklärte sich bereit, vollen Schadenersatz zu leisten und für die Armen ein übriges zu tun. Die Familie Dannehl verschwand schon am nächsten Tage spurlos aus der Stadt. Von einer gerichtlichen Verfolgung hatte Konsul Dobenschütz unter dieser Bedingung abgesehen.

Die alten Freunde versöhnten sich daraufhin bei einer neutralen Flasche Josephshöfer. Der Termin brauchte nicht mehr stattzufinden.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Heimwege schritt Karstensen an des Justizrats Seite.

„Sie haben noch Licht oben bei mir?“ sagte verwundert der Justizrat. „Und es ist über Mitternacht hinaus!“

„Ich glaube, Fräulein Lena hat endlich wohl den Mut gefunden, ihrer Mutter zu beichten,“ meinte mit einem sinnenden Lächeln der Doktor.

„Hoffentlich!“ seufzte der Vater. „Ach, was machen Kinder doch für Sorgen, selbst die besten verschonen uns nicht damit!“

Karstensen las in der Seele des bekümmerten alten Herrn. „Es war ja erklärlich, daß sie gerade bei dieser Kinderei nicht den Mut finden konnte,“ fing er an. „Sonst vergöttert sie Sie einfach — Sie und Ihre Frau Gemahlin. — Überhaupt — solch liebes, süßes Geschöpf gibt's ja nicht wieder! — Und ich möchte nur das eine nicht, daß sie glaubt, ich hätte aus Mitleid oder aus dem Drang der so wunderlich verschobenen Verhältnisse heraus — aber wenn Sie mir Ihr Haus überhaupt erschließen wollen, Herr Justizrat, und nach gütiger Prüfung an mir nichts auszusetzen finden — dann möchte ich mir wohl langsam und in Treuen Lenas Herz erobern.“

„Sie werden uns willkommen sein, Herr Doktor!“ sagte der Justizrat bewegt und drückte ihm die Hand.

Droben flog ihm in heißer Beschämung sein Kind entgegen, die wirklich mit Frau Hedwig eine lange, erschöpfende Zwiesprache gepflogen hatte.

„Närrisches Mädel!“ murmelte er, ihren blonden

Scheitel zärtlich streichelnd. „Was machst du für Dummheiten!"

„Ach, Papa, das schreckliche blaue Herz ist ja nun fort!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Tilla Uppenkamp reiste am nächsten Tage zu ihrer Tante nach Buchgrund. Ihr Vormund war ihr nicht Kavalier genug in der Beurteilung ihrer Absichten bei dem Spaziergang im Cäcilienpark gewesen. Und Karstensen blieb gegen sie sehr kühl, als er Besuch machte.

Mit heimlichem Bedauern sah Konrad seine erste Liebe scheiden. Aber da die Sache sonst recht glimpflich für ihn ausging, und Karstensen alsbald seine begeisterte Neigung gewann, vergaß er sie rasch.

Sie rächte sich an Kruses übrigens nicht ohne Humor. Zur Verlobung sandte sie „ihrer lieben Freundin Lena" ein kostbares Herz, aus blauen Türkisen gebildet und von einer Reihe kleiner Diamanten eingefaßt, nebst einem goldenen Kettchen dazu.

Und es war bei den glücklichen Kruses niemand, der diese kleine Anspielung nicht sehr lustig gefunden hätte.





Die Waldenserdörfer in Württemberg.

Von Arnold Kurtz.

Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Deutschland hat im Laufe der Zeit wiederholt von der Einwanderung französischer Emigranten entschiedenen Gewinn gehabt. Das hat vor allem von den Hugenotten zu gelten, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 durch König Ludwig XIV. aus Frankreich vertrieben wurden und auf deutschem Boden gastliche Aufnahme fanden. Noch heute in hoher Blüte stehende Industrien sind in Frankfurt am Main, in Hanau, Erlangen, Magdeburg, Berlin und anderen deutschen Städten durch solchen Zuzug aus Frankreich gegründet worden. Einen guten Zuschuß bäuerlicher Regsamkeit hat ziemlich um die gleiche Zeit das damals schon in seiner Landwirtschaft beträchtlich entwickelte Schwabenland durch einige tausend Waldenser erhalten, die auch infolge der Aufhebung jenes Edikts landflüchtig geworden waren und in der Schweiz und Schwaben einen Ersatz für die Heimat suchten.

Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts war Petrus Waldus, ein angesehener Handelsherr in Lyon, zum Gründer einer religiösen Genossenschaft geworden, die namentlich bei den schlichten Hirten der Alpen-

täler Savoyens und Piemonts treue Anhänger fand. Die Bewegung griff in Frankreich und Italien weiter um sich, stieß aber auch bald auf Widerstand, obgleich die Gemeinden ein stilles, für sich abgesondertes Leben führten. So traf denn auch die Waldenser Südfrankreichs Acht und Verfolgung, und als viele von ihnen in Savoyen Schutz fanden, forderte dies den Unwillen des Königs von Frankreich heraus. Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen trat dagegen dem Bündnis gegen Frankreich bei, worauf im Jahre 1688 Truppen aus Frankreich und Italien ins Land zogen, zu deren Aufgaben es gehörte, den Widerstand der Waldenser für immer zu brechen. Über dreitausend wehrhafte Männer kamen auf deren Seite in diesem Vernichtungskriege ums Leben, an zehntausend Waldenser wurden in die Gefängnisse geworfen. Besonders schwer wurden die alten Waldensertäler Val Martino, Val Angrona und Val Lucerna heimgesucht.

Viele der Verfolgten hatten aber auch Rettung durch die Flucht in die Schweiz gefunden. Doch war dort ihres Bleibens nicht lange. Die Flüchtlinge mußten weiterziehen — nach Baden und Württemberg, wo sie sich endlich ansiedeln durften.

Als sich nach dem Frieden von Vigevano den Savoyer Flüchtlingen die Alpenheimat wieder öffnete, kehrten viele der Ansiedler dorthin zurück. Doch der Herzog von Savoyen opferte nach wenigen Jahren dem Frieden mit Frankreich die schwer heimgesuchten Leute noch einmal. Sie mußten wieder in die Verbannung, und im Herbst 1698 bat ein Teil der Flüchtigen an den Pforten des Herzogtums Württemberg abermals um Einlaß, den ihnen der jugendliche Landesherr Eberhard Ludwig auch gewährte.

Württemberg hatte bekanntlich in der Zeit des Savoyerkriegs unter den Einfällen der Franzosen unter Melac und Monclar schwer gelitten; bei dem Einfall im Jahre 1693 waren mehr als vierzig Ortschaften zerstört worden. In den entvölkerten Gegenden zwischen Neckar und Nagold, Maulbronn und Hirsau wurden nun ganz planmäßig die Waldenser



Serres.

angesiedelt, teils in gebrandschatzten alten Dörfern, teils in Barackenlagern, aus denen sich neue Dörfer entwickelten, die zum Teil von den Kolonisten Namen in ihrer Sprache erhielten.

Nach dem wohlerwogenen Kolonisationsplan des Maulbronner Vogtes Greber traten im Laufe der Jahre die Waldensergemeinden Corres, Lucerne, Neuhengstett, Nordhausen, Palmbach, Perouse, Pinache, Schönenberg, Serres, Groß- und Kleinvillars ins Leben. Die Kolonisten von Neuhengstett, Nordhausen,

Palmbach waren aus der Schweiz zunächst ins Hessische gewandert und zogen erst nach längerem Aufenthalt von dort aus Platzmangel und aus anderen Gründen nach Württemberg. Palmbach wurde 1809 badisch, ebenso die von Waldensern und Südfranzosen besiedelte Kolonie bei dem Städtchen Gochsheim, damals der württembergischen Seitenlinie, und zwar dem Herzog August von Württemberg-Neustadt, gehörig.

Von diesen Ortschaften liegt die Mehrzahl ziemlich außerhalb des heutigen Verkehrs. Am bekanntesten ist Neuhengstett, das eine Viertelstunde von Althengstett, einer Station der Eisenbahnstrecke Stuttgart-Calw, auf waldumkränzter Höhe zwischen den Tälern der Würm und der Nagold liegt. Althengstett ist ein vielbesuchter Stützpunkt für Touren in die herrlichen Abhänge des Schwarzwalds hinter Teinach, Hirsau, Liebenzell, nach Wildbad, Neuenbürg, Herrenberg.

In den geradlinigen Straßen des Dorfes fällt jedem Fremden sofort der fremdländische Typus der Bewohner auf. Sein Erstaunen wächst beim Klange der fremdartigen Laute, die aus ihrer Unterhaltung an sein Ohr dringen. Scharfgeschnittene bräunliche Gesichter mit tiefschwarzen Haaren und forschenden dunklen Augen haben Männer und Frauen. Wer des Französischen mächtig ist, meint hie und da ein französisches Wort zu hören, und doch ist das Ganze wiederum nicht Französisch. Gern geben die Leute auf Befragen dem Fremden die Auskunft, daß er in einer der zwölf württembergischen Waldenserkolonien weile, in der sich die alte romanische Sprache, die in den savoyischen Alpentälern daheim ist, noch erhalten habe. Es ist ein ausdruckarmer südfranzösischer Dialekt, unter den italienische Worte gemischt sind und auf den sich natürlich hier auch der Einfluß des Deutschen geltend ge-

macht hat. Die Leute tragen sich sauber, und auch der Ort macht einen sehr sauberen Eindruck, was übrigens in Württemberg selbst in entlegenen Landbezirken die Regel ist.

Um die Zwölfzahl der Kolonien voll zu machen, muß man die kleine industrielle Kolonie in Dürrmenz hinzurechnen, die teilweise von Dauphinaten aus der



Großvillars.

Alpengegend von Briançon in Südfrankreich besiedelt wurde.

Die Ansiedlung vollzog sich, wie dies neuerdings A. Rößger festgestellt hat, unter vielen Schwierigkeiten. Die Einwanderer rückten in der Regel viel zahlreicher an, als sie sich gemeldet hatten, so daß binnen kurzer Frist in allen Kolonien Platzmangel eintrat. Die erste Unterbringung war fast immer sehr primitiver Art. Wo in den verwüsteten Ortschaften noch bewohnbare Häuser standen, wurden sie natürlich

benützt. Vor dem Bau der neuen Ansiedlungen legte man die Leute den Bauern in den nächsten Dörfern ins Quartier, oder man errichtete für sie Baracken, wie sich denn noch heute in mehreren der Ortschaften der Flurname „d'arreira la barakka" (hinter den Baracken) findet.

In Pinache ließen sich die Ansiedler zunächst in den dort vorhandenen leeren Schanzwerken häuslich nieder. Nur allmählich kam es zum Ausbau von neuen Häusern in der landesüblichen Form mit den Giebeln gegen die Straße. Noch in dem Zeitraum von 1720 bis 1722 hatte die größere Anzahl der Familien kein festes Haus. In derselben Zeit war es nur ungefähr einem Drittel der ja meist ganz mittellosen Fremden gelungen, in einigermaßen erträgliche Verhältnisse zu kommen. Der Grundbesitz, der von der Regierung zu vier Fünfteln hergeschenkt und nach der Kopfzahl verteilt worden war, hatte sich in den zwanzig Jahren so sehr verschoben, daß zum Beispiel in Pinache die größere Hälfte aller Familien kaum ein Drittel des gesamten Grund und Bodens besaß.

Neben den ganz veränderten Lebensbedingungen, Klima und so weiter erschwerte noch anderes den Ansiedlern das Dasein. Das Fehlen von Großvieh, teilweise durch Weidemangel verschuldet, machte die Düngung des Ackers unmöglich; das anfangs nur mit der Hacke und deshalb nicht tief genug umgebrochene Land trug nicht in erhoffter Weise, und das wenige, was er trug, wurde gerade in den allerersten Jahren durch Hagelschläge völlig vernichtet. Dazu kam im ersten Jahrzehnt der spanische Erbfolgekrieg, der wiederholt freundliche und feindliche Heere, beides schlimme Gäste, in die kolonisierten Gegenden führte. 1704, 1707 und 1710 erfolgten erhebliche Rückwanderungen



Kleinvillars.

in die Heimat und Auswanderungen nach Norden. 1720 und 1721 zog ein Viertel aller damals noch im Lande wohnenden Familien teils nach Hessen, teils nach Preußen. Eine Anzahl von ihnen kam nach Jahren enttäuscht wieder nach Württemberg zurück, ärmer als zuvor. Von 1721 bis 1807 fehlen über die württembergischen Waldenser besondere Nachrichten völlig.

Die Regierung achtete die den Gemeinden verliehenen Vorrechte so redlich, daß diese mit ihrer in der Synode gipfelnden kirchlichen Selbstregierung einen förmlichen Staat im Staate darstellten. Und da sie sich ebensowenig um die innere Selbstverwaltung der nach außen friedlichen Kolonien kümmerte, waren die kleinen Republiken, in denen es öfter zu langanhaltenden Zwistigkeiten und Parteiungen kam, bald in vollständigen Verfall geraten. Selten verstanden es die Geistlichen, den rechten Standpunkt über den Parteien zu finden. Sie waren fast immer Führer einer der streitenden Parteien.

Als Prediger konnte früher jeder auftreten, selbst Frauen; nach der Kirchenverfassung von 1839 müssen sie aber studiert haben und werden von den Gemeinden gewählt und von der Synode bestätigt. Diese, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, versammelt sich alle fünf Jahre abwechselnd in einem der drei obengenannten Alpentäler des jetzigen Piemont und ist die oberste gesetzgebende Behörde der ganzen Waldensergemeinschaft.

Die Waldenser, denen die alten religiösen Schriften in der Muttersprache verloren gegangen waren, benützten französische Bibelübersetzungen und Umschreibungen des Inhalts der Psalmen; auch wurde in den schmucklosen Kirchen französisch gepredigt. Da die Kolonisten ihrer Nachbarn wegen sich auch etwas Deutsch

anzueignen hatten, so blieb in der Schule wenig Zeit, für weitere Kenntnisse Sorge zu tragen. Aber auch die Kenntnis der drei Sprachen blieb sehr mangelhaft. Als im Jahre 1805 der Hofrat Mylius im Auftrag der württembergischen Regierung die Gemeindeverhältnisse untersuchte, stellte er in einer derselben nach dem Anhören einer Predigt fest, daß keiner der



Pinache.

Andächtigen imstande war, das in reinem Französisch Gehörte wiederzugeben.

König Friedrich stellte diese Zustände ab, und als in den zwanziger Jahren die Gemeinden auch kirchlich mit der Landeskirche vereinigt wurden, machte die Bildung der neuen Generation rasche Fortschritte. Heute stehen die Waldenser ihren deutschen Nachbarn in keinem Stücke nach und überragen sie in einer gewissen Fähigkeit zu energischem raschen Handeln und scharfer Beobachtung.

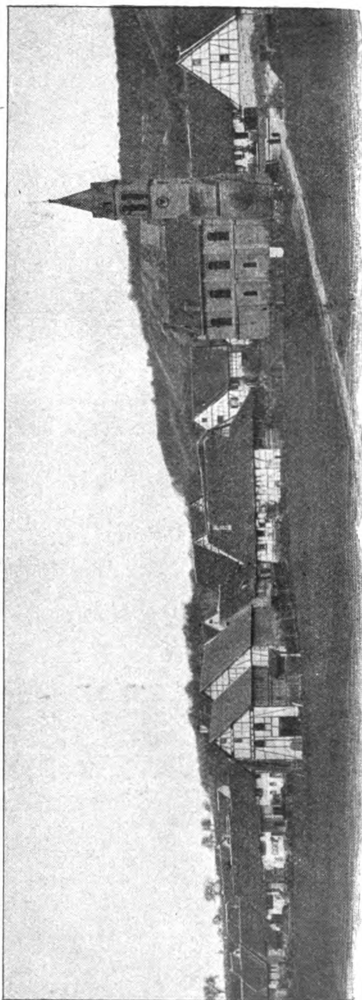
Ein Irrtum aber ist es, wenn man ihnen nachrühmt, sie hätten auf die Landwirtschaft in Schwaben

einen besonderen Einfluß ausgeübt. Als die Flüchtlinge aus den savoyischen Alpentälern den Boden Schwabens betraten, stand hier die Landwirtschaft bereits auf einer weit höheren Stufe als in deren Heimat. Vom Kloster Maulbronn aus war diese Kultur vielfach gehoben worden. Unter Herzog Ludwig, der sich von den Tübinger Humanisten Vergils Bücher vom Landbau erläutern ließ, erfolgten weitere Fortschritte. Vielleicht führten die Kolonisten damals vereinzelt etwas Seidenbau ein. Daß sie die Luzerne eingeführt haben sollen, beruht wohl nur auf dem Namen Lucerne, den eines der Dörfer erhielt, was aber gewiß nach dem savoyischen Alpental gleichen Namens geschah.

Auf die Eigentümlichkeiten ihres heimatlichen Dialekts können wir hier nicht eingehen; sie sind neuerdings von dem Württemberger Sprachforscher Doktor Karl Haag eingehend untersucht worden. Charakteristisch für unsere Waldenser ist, daß nur wenige von ihnen sich dem Handwerk zuwandten. Schon im ersten Jahrzehnt fanden deutsche Handwerker, Schmiede, Wagner, Schuster, Schneider, Aufnahme in den Gemeinden.

Von der fremdartigen Tracht und Sitte, welche die Waldenser aus ihren südlichen Alpentälern mitbrachten, hat sich fast nichts mehr bis in unsere Tage erhalten. Doch ist es rechtzeitig zu Aufzeichnungen gekommen, denen ich die folgenden Einzelheiten entnehme. Die Männer trugen im Winter dunkle Kleider aus Tuch, im Sommer einen Anzug aus Leinwand, dessen Hosen nur bis an die Kniee reichten. Die Frauen trugen über dem Hemd, an eine Art Leibchen genäht, um die Hüften einen dicken Wulst oder Bausch, an welchem dann der leinene Unter- und der tuchene Oberrock seinen Halt fand. Die Röcke waren sehr kurz.

Die Schuhe hatten hohe Absätze, und die Strümpfe stellten eigentlich eine Art Hosen vor, so lang waren sie. Ein kleines Floretthäubchen, das bei den Frauen von schwarzer, bei den Mädchen von heller Farbe war, bedeckte die zu einem Knoten aufgesteckten Haare. Beim Kirchgang zur Hochzeit trug die Braut eine große weiße, mit Blumen bestickte Leinenhaube. Kränze hatten die ledigen Gevatterinnen im Haar.



Schönenberg.

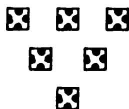
Den Eheschließungen ging früher ein feierliches Verlöbnis voraus. Am Hochzeitsmorgen zog die Braut mit ledigen Brautführern von Haus zu Haus. Bei dem sogenannten Brautbettel wurden der Braut Lebensmittel, Leinwand und kleinere Geschenke überreicht. Auf dem einfachen Hochzeitsfest wurde flott getanzt.

Von den alten Gebräuchen bei Taufe und Begräbnis ist nichts Genaues überliefert. Damit der Tote nicht spuken sollte, wurde in der Wohnung alles Wasser ausgeschüttet, und aller Hausrat etwas von seinem Platz gerückt. Das Grab wurde von den Verwandten hergestellt; meist hatte auch jedes Familiengeschlecht seine besondere Stätte im Friedhof. Heute haben die württembergischen Waldenser ihr Volkstum selbst in den Orten völlig abgelegt, in welchen sich, wie in Neuhengstett, Pinache, Serres, die alte Heimatsprache noch erhalten hat. Das Volkslied ist fast ganz verschwunden; nur einige Kinderlieder leben noch fort. Auch sind noch alte Sprichwörter im Gebrauch, und manches derselben äußert einen witzigen Humor. Ein Beispiel dafür ist das folgende: „A l'aso de partio setscho lu banas" — „Dem Esel, der mehreren gehört, verdorrt der Schwanz", weil eben jeder dem anderen das Füttern überläßt. Ein neckischer Kinderreim lautet:

„Margarito, Margarot!
La tschatanja bülyun trop.
Tir' arreire lu düpin
La sum bru per lu matin."

(Margarete, Margarete, die Kastanien kochen über; zieh den Topf zurück, es ist genug für diesen Morgen.)

Unter den „Kastanien" werden heute die Kartoffeln verstanden.





Señor Hacindo.

Ein Phantasiestück von M. v. Loga.

▫ ▫

(Nachdruck verboten.)

Der Teufel saß am Höllenfeuer, sah in die auf- und niederzuckenden Flammen und gähnte, daß ihm die Kinnbacken weh taten.

„Großmutter,“ sagte er zu seiner Ahne, die, mit Behagen eine kurze Pfeife rauchend, auf ihrem Sofa, einem ausgestopften Krokodil, lag, „Großmutter, ich muß einmal ausspannen, muß Abwechslung haben, sonst werde ich nervös. — Seit Jahren hocke ich in meiner heißen Bude hier und schüre das Feuer, in dem die Verdammten brennen — ewig die gleiche Geschichte. Das wird schließlich langweilig. Es zieht mich mächtig zur Erde hinauf. — Willst du während meiner Abwesenheit hier nach dem Rechten sehen?“

Die Alte erhob sich von ihrem Lager, schob ihre schiefsitzende, verstaubte Haube gerade und versicherte mit würdevollem Ernst: „Den Gefallen tue ich dir gern. Die Hölle soll ihren Meister nicht vermissen. Was aber willst du auf Erden?“

„Was ich dort will? — Ja, siehst du, mir fiel da eben ein, daß ich noch nie — wie soll ich mich nur ausdrücken? — von ganzer Seele geliebt worden bin. Dieses mir unbekannte, rätselhafte Gefühl, von dem die irdischen Dichter so begeistert singen, will ich in einer Menschenbrust zu erwecken suchen.“

Die Alte brach in ein lautes Gelächter aus. „Bist du verrückt geworden, Junge? — Wer wird sich wohl in dich verlieben?“

„Wer? — Nun, ein hübsches junges Mädchen. Mit List und Schmeichelei bringe ich es schon dahin. — Vernimm meinen Plan: Ich denke nach Deutschland zu gehen. Eine Deutsche sieht in dem Geliebten den Inbegriff aller Tugenden, ein Glorienschein umgibt dann in ihren Augen sogar den ärgsten Sünder. Sicherlich finde auch ich unter den Töchtern der Germanen ein Gänschen, das selbst in mir den reinen Engel erblickt.“ — Er lachte höhnisch. — „Doch wir haben nun genug geschwatzt. Ich muß Toilette machen.“

In großer Eile kleidete der Teufel sich mit Hilfe der Großmutter an und schmunzelte vergnügt, als er sein Äußeres vor dem Spiegel einer Prüfung unterwarf. Der elegante helle Sommeranzug, die braunen Lederschuhe, der spiegelblanke Zylinder standen ihm in der Tat nicht übel.

„Jetzt bist du wahrhaftig ein verteufelt hübscher Kerl!“ rief die Alte und schlug bewundernd ihre knochigen Hände zusammen.

„Ganz meine Meinung!“ pflichtete der Enkel geschmeichelt bei, nahm mit eleganter Verbeugung Abschied von seiner Ahne und machte sich auf den Weg.

Im Nu befand er sich im Berliner Tiergarten. Helles Frühlingslaub schmückte die Bäume, Sonnenstrahlen fluteten darüber hin, erfrischender Duft junger Blätter erfüllte die Luft.

„Hier atmet man leichter wie in meiner Hölle,“ sagte der Satan, schlenderte zum Brandenburger Tor und von da die Linden hinauf.

Neugierig sah er sich um. Fast fünfzig Jahre lang hatte er seine Angelegenheiten von dienstbaren Geistern

in der Residenz verrichten lassen, war nicht selbst hergekommen. In der Zeit hatte vieles sich verändert, sogar die Menschen erschienen ihm anders als früher. Die Frauen sahen selbstbewußter und energischer aus, hübsch aber waren sie geblieben.

Zwei allerliebste Backfische gingen an ihm vorüber. Sie sprachen von einem Lenbachporträt, das sie eben gesehen hatten, und achteten nicht auf den Teufel, der sie unverschämt anstarrte.

Am wohlgerundeten Arm ein Körbchen tragend, kam eiligst eine schmucke Köchin angerannt.

„Schönes Kind, können Sie mir sagen, wo ich eine gute Konditorei finde?“ fragte der Satan, auf sie zutretend.

„I gewiß.“ Sie blieb stehen. „Gehen Sie man noch ein Stückchen weiter, da werden Sie die Kranzlersche Konditorei finden.“

„Ich möchte Ihnen etwas Konfekt schenken. Begleiten Sie mich, bitte,“ sagte der Höllenfürst, strich seinen schwarzen Knebelbart und sah sie lächelnd an.

„Danke bestens, das könnte mir den Magen verderben,“ lachte die derbe Maid. „Und einen tollen Krach würde es geben, wenn mein Christian vom zweiten Garderegiment uns beisammen sähe.“

Sie lief davon. Ihr Korb versetzte im Vorbeigehen dem freundlichen Herrn einen derben Stoß, den nicht gerade der Zufall herbeiführte.

„Abgeblitzt!“ sagte der Teufel. „Wie sonderbar, daß ich keinen Eindruck mache. Ich bin jetzt doch ein fescher Junge mit feinem, fremdländischem Gesicht, das eigentlich jedem Weibe gefallen müßte.“

Er ging zu Kranzler, setzte sich an ein Fenster und sah, während er Schlagsahne aß und Tokayer trank, die auf und ab flutende bunte Menge vorüberwandern.

Am Nebentisch hatten zwei klug und interessant aussehende junge Damen, die sich lebhaft unterhielten, Platz genommen.

„Der Lebensüberdruß, den man schon im alten Rom kannte, ist völlig geschwunden, seit ich meinen Beruf habe,“ sagte die eine mit leuchtenden Augen. „Und welch Hochgefühl, als ich den Eltern telegraphieren konnte: Examen bestanden. Paula, Dr. phil.“

„Langeweile und Lebensmüdigkeit kenne ich ebenfalls nicht mehr, seit ich studiere,“ erklärte die zweite. „Aber sieh mal“ — ihre Stimme wurde leiser — „da drüben das Gigerl erregt mein medizinisches Interesse. Sein braungelber Teint deutet auf ernste Leberkrankheit. Der müßte so schnell als möglich nach Karlsbad.“

Fräulein Doktor faßte den Satan scharf ins Auge. „Du irrst,“ entschied sie, „er ist kerngesund. — Ich halte ihn für ein exotisches Gewächs.“

„Zum Henker mit den studierten Frauenzimmern! Die sind mir gründlich zuwider!“ murmelte der Teufel, ging zur Kasse, bezahlte und verließ die Konditorei.

Er bog in die Friedrichstraße ein. Sein Verlangen nach einer Menschenseele, die ihn liebte, wurde in dem Gewühl immer stärker; wie mit Geierkrallen faßte und quälte sie sein Hirn.

Am Schaufenster eines Juwelierladens stand ein bildhübsches Mädchen und starrte wie geblendet auf die ausliegenden Schmucksachen. Sie hatte kastanienbraune Haare, blaue Schelmenaugen und einen wundervollen Wuchs.

Die gefiel Satan am besten von allen, die er bisher gesehen.

„Sie bewundern wohl die schönen Diamanten?“ fragte er und lüftete seinen Zylinder.

Die schelmischen Augen sahen verwundert zu ihm

auf, eine leichte Röte huschte über der Schönen Gesicht. „Sie sind in der Tat entzückend! Glücklich, wer diese Steine tragen wird!“ entgegnete sie.

„Gestatten Sie mir, einen Schmuck zu Ihren kleinen Füßen niederlegen zu dürfen?“

„O nicht doch — so kostbare Dinge passen nicht für mich. Und von einem Fremden könnte ich auch kein Geschenk annehmen.“

„Ich bin Señor Hacindo Victorino aus Argentinien,“ stellte sich der Teufel lächelnd vor. „Meilenweite Länderstrecken sind dort mein, zu Tausenden grast mein Vieh auf üppiger Weide, und die jährlichen Einkünfte für den Fleischextrakt bestehen aus einigen Tonnen Goldes. In Berlin gedenke ich mich mindestens einer zu entledigen.“

„Ei, ei, Señor Hacindo, wie kann man nur so verschwenderisch sein!“ Ihre roten Lippen lachten spöttisch. „Aber ich muß nach Hause. Mutter wird nach ihrer faulen Ilse, die so viel Zeit vor den Schaufenstern vertrödelt, sicher schon unruhig ausschauen.“

Sie ging weiter, und der Señor aus Argentinien schloß sich ihr an. Er redete so sanft und lieb auf sie ein, daß Ilse bald Vertrauen zu ihm faßte und ihm ihre Lebensgeschichte erzählte. Die war nicht lang. Vor zwei Jahren war ihr Vater, der Förster Ehrentraut, gestorben, seit der Zeit lebte sie mit der Mutter, die eine kleine Pension bezog, in Berlin. Da Ilse eine geübte Stickerin war, ihre Mutter Papierblumen für den Verkauf anfertigte, hatten sie nicht über Not zu klagen. „Ich wäre mit meinem Geschick ganz zufrieden,“ schloß das Mädchen ihren Bericht, „wenn sich bei mir im Sommer nicht eine große Sehnsucht nach der Natur, nach dem Walde, in dem ich aufwuchs, einstellen würde. Wie mir, mag den Zugvögeln zumute

sein, die es im Herbst nach dem sonnigen Süden treibt.“

Der Señor zuckte lächelnd die Schultern. „Ihr Wunsch ginge mit einer Handvoll Gold zu erfüllen. Grüne Matten, blaue Seen, schattige Wälder, hohe Berge und das Meer, das rauschende, wogende Meer — alles, alles könnten Sie dafür sehen.“

Das Mädchen antwortete nicht, aber ihre Augen nahmen eine träumerische Weichheit an.

Sie waren inzwischen durch die Leipziger- und Potsdamerstraße gegangen.

Am Botanischen Garten blieb Ilse stehen. „Sie dürfen mich nicht weiter begleiten, mein Herr. Was würde Mutter sagen, wenn sie uns zusammen erblickte!“

„Wann sehen wir uns wieder?“ fragte er mit bittender Stimme.

Ilse schlug die Augen nieder und zögerte. „Um sechs Uhr abends bin ich allein,“ sagte sie dann. „Mutter besorgt um diese Zeit ihre Einkäufe für den nächsten Tag. Wir wohnen Grunewaldstraße 150, im Hinterhause, drei Treppen links.“

Sie nickte ihm einen Abschiedsgruß zu und eilte davon.

Eine quälende Unruhe kam über das Mädchen. Die Frage, ob sie recht getan habe, drückte sie. Sie stürmte die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf, als ob sie gejagt werde.

Oben angelangt, blieb sie an der Türe zur rechten Hand stehen. Eine Visitenkarte war daran befestigt, auf der stand: Ernst Bürger, Buchhalter.

Ihre Hand fuhr über die Karte, als ob sie die Schrift auslöschen wollte. „Wir sind fertig miteinander, Ernst Bürger!“ flüsterte sie. „Aber ärgern wird

es dich doch, wenn ich eine Señora werde, Diamanten trage und mit Goldstücken um mich werfe.“

Sie zog den Drücker zu ihrer Wohnung aus der Kleidertasche, schloß die Tür zur Linken auf und verschwand in ihrem Heim.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Señor Hacindo am nächsten Tage erschien, war Ilse bestrickend liebenswürdig; sie wollte den schlechten, falschen Ernst Bürger vergessen, der so fest in ihrem Herzen saß. Ja, der junge Buchhalter war falsch und schlecht. Täglich war er ein Stündchen zu Ehrentrauts herübergekommen, hatte Ilse Blumen gebracht, ihr Wolle und Seide wickeln helfen und schien ohne sie nicht leben zu können. Da plötzlich verschwand er spurlos. Ohne Abschied zu nehmen, war er abgereist und war nun schon mehrere Tage fort; niemand wußte, wohin er war, nicht einmal Frau Reimer, bei der er wohnte. Jedenfalls war der hinterlistige Mensch in seiner Heimat, in Ostpreußen, da mußte eine alte Liebe von ihm sein, vielleicht verlobte er sich mit der. — Nun, mochte er immerhin. Ilse sollte es gleichgültig sein. Sie hatte ja einen anderen Verehrer, einen viel interessanteren und reicheren.

Was mochte wohl in dem Päckchen sein, das der Señor auf den Tisch legte? Ilse sah neugierig zu, wie er es aus der Papierhülle wickelte.

Ein elegantes Pappkästchen mit dem Bilde einer grauen Katze, die ihre rote Zunge herausstreckte, kam zum Vorschein.

„Die Damen in Argentinien lieben Schokolade, Sie werden sie also wohl auch gern haben,“ sagte der Argentinier und öffnete das Kästchen.

„Katzenzungen! — Welch reizende Überraschung!“ rief das Mädchen. „Augenblicklich fehlt mir aber jede

Spur von Appetit. — Doch was liegt da zwischen der Schokolade?“

Sie zog einen Ring mit kostbarem Rubin hervor.

„Wenn Sie ihn tragen wollten, wäre ich überglücklich!“ erklärte der Besucher.

Der Stein schimmerte wie Blut und Feuer, aber Ilse vermochte sich nicht darüber zu freuen; ohne ein Wort des Dankes legte sie ihn in die Schachtel zurück.

Der Señor erzählte von den Reisen, die sie zusammen machen wollten, von den kostbaren Toiletten, die Ilse tragen sollte, von der Bewunderung, die ihre Schönheit erregen würde.

Ilse versicherte, sie freue sich sehr auf die große, weite Welt, die so schön, so wunderschön sein müsse.

„Ich erfülle jeden Ihrer Wünsche,“ beteuerte Señor Hacindo, „aber lieb müssen Sie mich haben — ein wenig lieb.“

Das Mädchen lachte. „Nur ein klein wenig? — Nein, Señor, dafür bin ich nicht. Entweder von ganzer Seele — oder gar nicht.“

„Nun, dann von ganzer Seele!“ stimmte der Argentinier feurig bei und zog ihre Hand an seine Lippen. Seine Augen flammten und leuchteten wie Phosphor.

Erschreckt zog Ilse die Hand zurück und bat ihren Verehrer, jetzt lieber zu gehen, weil ihre Mutter jeden Augenblick zurückkommen müsse.

Als er fort war, wusch sie ihre Hände, bis sie ganz rot waren; sie fühlte seinen Kuß noch immer darauf brennen. —

Am nächsten Tage klingelte es so laut und lange, daß Ilse erschreckt zur Tür stürzte. Was fiel nur dem Argentinier ein, Sturm zu läuten, das schickte sich doch nicht!

Als sie die Tür geöffnet, prallte sie zurück. Vor ihr stand, mit einer Rose in der Hand, Ernst Bürger; seine guten, treuen Augen sahen sie zärtlich an.

„Sie sehen ja ganz blaß aus, Fräulein Ilse! Waren Sie krank?“ fragte er. „Ich hatte fern von Ihnen das Gefühl, als ob hier ein Unglück geschehen sein müßte.“

„O, nicht doch! Es ist alles wie sonst.“ — Ein helles Rot überflog ihr Gesicht.

„Gottlob, daß ich irrte.“

Sie gingen hinein. Ihr war, als ob mit der duftenden Blüte, die er ihr reichte, der Frühling ins Zimmer zöge.

„Ich fand leider nicht Zeit, Abschied von Ihnen zu nehmen, liebes Fräulein Ilse,“ sagte der junge Mann. „Eine Depesche rief mich zum Sterbebett meines Onkels.“

Jetzt erst bemerkte Ilse, daß Ernst einen Trauerflor auf dem Ärmel trug.

„Sie haben Ihren Onkel verloren?“ fragte sie.

„Er starb bald nach meiner Ankunft, nachdem ich ihm versprochen, sein Geschäft weiterzuführen. Der Verstorbene hat mir sein Hab und Gut vermacht. Ich bin jetzt Besitzer einer Kolonialwarenhandlung in Königsberg, eines Hauses und eines hübschen Gartens mit Fliederlaube, mit vielen Rosen und Veilchen.“

„Und nun wollen Sie uns lebewohl sagen?“ stammelte das Mädchen.

„O, nicht doch! — Ich wollte fragen, ob Sie sich entschließen könnten, Frau Bürger zu werden? — Ilse, Sie müssen ja längst wissen, daß Sie mein Bestes und Liebstes auf Erden sind! — Haben Sie mich denn nicht auch ein wenig lieb?“

„Von ganzem Herzen!“ jubelte Ilse und sank in seine weitgeöffneten Arme. „Wie glücklich bin ich!“ jauchzte sie.

„Aber das ostpreußische Klima wird dir vielleicht nicht behagen, Liebste.“

„Mit dir ginge ich sogar nach Grönland!“ beteuerte die junge Braut energisch.

„Wie war es nur möglich, daß ich an dem lieben Menschen zweifeln konnte!“ dachte sie, als ihr Bräutigam fort war. „Welch ein Glück, daß er mit dem Argentinier nicht zusammentraf. Dem muß ich sogleich den Laufpaß geben. Mag er in Argentinien seinen Fleischextrakt weiterbrauen!“

Wieder ertönte die Klingel. Es war der Argentinier.

Er hatte ein fürstliches Geschenk mitgebracht: ein rotes Samtkästchen, in dem ein Diamantschmuck lag — Brosche, Armband und Kollier. Die Steine flimmerten und blitzten in märchenhafter Pracht.

„Meine Ilse wird wie eine Prinzessin aussehen mit dem Schmuck,“ sagte er und wollte wieder des Mädchens Hand küssen.

Ilse wich zurück. „Die Ihre bin ich nicht, kann ich überhaupt nicht werden!“ rief sie. „Gehen Sie, Señor, nehmen Sie Ihre Geschenke mit, und kehren Sie nie, nie mehr hierher zurück!“

Sie holte die Schachtel mit der Schokolade und dem Ringe herbei und schob sie nebst dem Schmuckkästchen dem Argentinier zu.

„Ich meinte doch, Sie hätten mich ein wenig lieb,“ sagte Señor Hacindo, während sein Gesicht sich vor Wut verzerrte. „Sie wollten doch mit mir in die Welt hinaus. Weshalb stoßen Sie mich nun von sich?“

„Weil Sie mich nicht lieben.“

„Was brachte Sie zu dieser Ansicht?“

„O, das fühlt man hier!“ Ilse legte die Hand aufs Herz. „Sehen Sie, diese Blume, die mir der Geliebte brachte“ — sie wies auf die auf dem Tisch

liegende Rose — „hat für mich mehr Wert als alle Ihre kostbaren Geschenke.“

Er ging ohne Abschied davon. Jetzt wußte er, weshalb er nie, in alle Ewigkeit nicht, eine Menschenseele finden würde, die ihn liebte.

Wütend fuhr der Teufel zur Hölle.

In Satans Abwesenheit vergnügte man sich da so gut als möglich.

Die Großmutter gab einen Kaffeeklatsch. Sie hatte sich dazu drei Seelen aus dem Feuer geholt: die Französin Madame Masque, eine rothaarige Schönheit mit geschminkten Wangen, die Deutsche Frau Lügenschmied, eine wohlbeleibte Matrone mit Doppelkinn und falschen Augen, und die Polin Panna Trucizna, eine kleine Person mit verbissenen Gesichtszügen.

Die vier Damen saßen auf dreibeinigen Stühlen, deren Füße in Pferdehufen endeten. Vor ihnen, auf einem mit Schlangenhaut bezogenen Tisch, stand eine dampfende Kaffeekanne und vier gefüllte Tassen.

Die Polin erzählte eben mit quäkender Stimme von den Giftmorden, die sie auf Erden vollführt, und des Teufels Ahne lauschte neugierig dem interessanten Bericht.

Da kam Satan mit großem Getöse angefahren.

Madame Masque und Frau Lügenschmied flüchteten in rasender Eile. Die lebhaft erzählende Polin aber und die ihr gespannt zuhörende Großmutter erblickten den Höllenfürsten erst, als er dicht vor ihnen stand.

Schnell erhob sich die entsetzte Panna und rannte in großen Sprüngen zum Höllenfeuer zurück.

Der Satan ergriff die Kaffeekanne und warf sie in weitem Bogen ihr nach.

Dann wandte er sich zu seiner Ahne, die starr vor

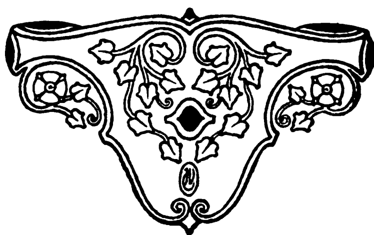
Schreck sitzen geblieben war. „Großmutter,“ schrie er, „auf die Weiber ist kein Verlaß, weder auf Erden noch in der Hölle! — Das Feuer ist im Ausgehen, und du siehst es nicht einmal.“

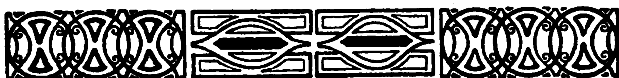
Wütend riß er den Zylinder vom Kopf, drückte ihn mit den Krallen wie ein Stück Pappe zusammen, schleuderte ihn in die Flammen und warf den eleganten Gigerlanzug mitsamt den braunen Schuhen hinterher.

Darauf schleppte er einen riesigen Blasebalg herzu und fachte damit den Brand an.

Knatternd, prasselnd, in zuckenden gelben Lichtern und mächtigen roten Feuergarben stieg die Glut zur Höhe.

Seitdem ist der Teufel nie wieder auf Liebesabenteuer ausgegangen.





Aus den Tagen der Saurier.

Von Th. Seelmann.

Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Eine dämmerige Helle breitet sich über die Erde. Schwere, schwarze Wolken hängen unbeweglich von dem grauweißen Himmel herab, der nur am Horizont etwas lichter erscheint. Im Osten rötet sich der Himmel, immer dunkler und dunkler wird das Rot und wächst zu einer blutroten Spindel heran, die sich hoch emporreckt und die feuchte, schwüle Luft mit einem rosigen Schimmer erfüllt. Allmählich geht das Rot in der Mitte der Spindel in ein feuriges Gelb über, das greller und greller wird, und endlich teilt sich der funkelnde Dunstschleier, und strahlend taucht aus ihm der Sonnenball hervor.

So vollzog sich der Sonnenaufgang vor Millionen von Jahren in jener Erdperiode, welche als Jura- und Kreidezeit bezeichnet wird, in jenem Abschnitt des Erdmittelalters, als ein Wechsel der Jahreszeiten unbekannt war und vom Nordpol bis zum Südpol ein feuchtwarmes, tropisches Klima herrschte, in jener Entwicklungsperiode des Tierreichs, in welcher die Reptilien in den Sauriern — den Lindwürmern, Flugdrachen und Meerdrachen — eine Vielgestaltigkeit und Ausbreitung erfuhren, die sie zu unumschränkten Herren des Landes, der Luft und des Wassers machten.

Jetzt, wo sich die Strahlen der Sonne über die Erdoberfläche ergießen, enthüllt sich auch die Land-

schaft mit einem Schlag unseren Blicken. Es ist ein seltsames Bild, das sich uns darbietet. Ein dichtes, wirres Grün deckt das flache Gelände, aber wie verschieden ist es von unserem heutigen Wald! Riesige Farne von der Höhe der Palmen steigen auf und breiten ihre gewaltigen Wedel zu buschigen Fächern aus. Daneben schießen baumartige Schachtelhalme empor, deren hohler Schaft an den Knoten mit Wirteln schmaler Blätter umringt ist. Sie werden durchsetzt von den massigen Beständen der Schuppenbäume und Siegelbäume. Nur in der Höhe gabeln sich die Schuppenbäume zu einigen spärlichen Ästen, die von grasförmigen Blättern umhüllt sind, während die Siegelbäume mit ihrer Astlosigkeit und ihrem borstigen Laub mächtigen Zylinderreinigern gleichen. An anderen Stellen überwiegen die Sagopalmen. Auch sie sind astlos und tragen nur an der Spitze des walzenförmigen Stammes Wedel von gefiederten, lederartigen Blättern. Zu ihnen gesellen sich schlanke Nadelhölzer mit großen, eiförmigen Zapfen, Vorfahren der jetzt in Südamerika heimischen Araukarien. Allenthalben aber ziehen sich zwischen diesen eintönigen Dickichten Lachen, Sümpfe und ausgedehnte Seen hin, in denen Schilf, Binsen und Wasserrosen üppig wuchern.

Mit dem Aufgang der Sonne erwacht auch das Tierleben. Aus einem morastigen See reckt sich ein biegsamer, schlangenähnlicher Hals von 6 Meter Länge empor. Aber dieser Hals, an dem ein verhältnismäßig winziger Kopf sitzt, gehört keiner Schlange an, sondern geht in einen plumpen Riesenleib über, dessen Rückgrat mit starken Vorsprüngen besetzt ist. Das Tier weidet die Wasserpflanzen ab. Nun erhebt es sich aus dem Schlammpfuhl und schreitet schwerfällig dem Ufer zu. Nicht weniger als 25 Meter

mißt der Leib in die Länge. Daran setzt sich der ungefähr 10 Meter lange Schwanz. Jetzt, wo das Tier auf seinen vier massigen Beinen steht, dessen Zehen mit scharfen Krallen bewaffnet sind, mißt es bis zum Kopf 20 Meter, so daß es bis zum Dach eines vierstöckigen Hauses hinaufreichen würde. Allein der Unterschenkel mit dem Fuß übertrifft an Höhe einen erwachsenen Mann. Nach einer Schätzung muß das Gewicht des Ungeheuers gegen 20,000 Kilogramm betragen haben. Dieser Koloß ist ein Landsaurier, der Diplodocus.



Unterschenkel und Fuß des Diplodocus.

Man hat die Überreste des Diplodocus vor einiger Zeit in Nordamerika und kürzlich auch in Ostafrika aufgefunden. Auf dem Lande kann er sich nur mühsam fortgeschleppt haben. Seine Bewegungen würden aber noch viel unbehilflicher gewesen sein, wenn sein Gewicht nicht dadurch vermindert worden wäre, daß seine Knochen wie bei den Vögeln hohl waren. Der kleine Kopf mit der geringen Hirnmasse weist darauf hin, daß seine geistige Begabung nur auf sehr niedriger Stufe gestanden hat. Allerdings war das Rückenmark, wie

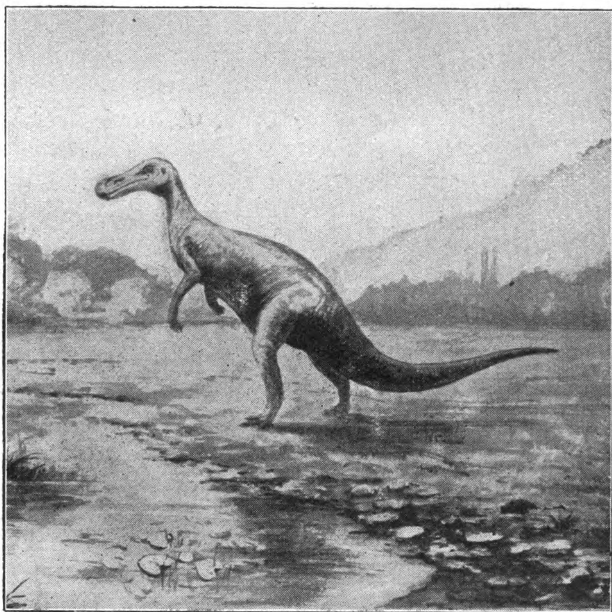
aus den Wirbeln hervorgeht, namentlich in der hinteren Hälfte ungewöhnlich stark ausgebildet. Es ist daher möglich, daß dieses einen Teil der geistigen Funktionen übernommen hat. Der Diplodocus war, wie überhaupt die Mehrzahl der landbewohnenden Lindwürmer, ein Pflanzenfresser.

Wie der Diplodocus, so gehen jetzt auch die anderen Saurier der Nahrungssuche nach. Fast ebenso riesig und ihm ganz ähnlich, nur etwas schlanker gebaut, ist der Brontosaurus. Auch er zieht schwerfällig dem Walde zu, um dort zu äsen. Allmählich findet sich hier eine wimmelnde Schar von Sauriern aller Arten zusammen. Welche Fülle von erstaunlichen, abschreckenden Tiergestalten drängt sich durch das Dickicht! Die meisten sind von unförmigem, gewaltigem Umfang. Da ist der Stegosaurus, der einem Riesenmolch gleicht. Er hat eine Länge von 10 Meter. Der kleine, spitze Kopf sitzt fast ohne Hals an dem dicken Leib, der mit runden Knochenplatten gepanzert ist. Über das Rückgrat läuft ein Kamm von gebogenen, großen Hornzacken, und der Schwanz ist mit langen, scharfen Stacheln bewehrt. Neben ihm tummelt sich der Triceratops, der äußerlich an das Nashorn erinnert, doch ist er mehr als doppelt so groß wie dieses. Schon sein Kopf, den hinten ein Knochenkragen umschließt, ist 2 Meter lang. Über einem jeden Auge steht ein furchtbares Horn, und ein drittes, kleineres erhebt sich über der Nase.

Springend wie ein Känguruh, hüpft auf den beiden Hinterbeinen der Thespesius heran. Bei der Fortbewegung stützt er sich auf den dicken, langen Schwanz. Die Vorderbeine sind nur ganz kurz und fast verkümmert. Die breitgedrückte Schnauze aber ähnelt einem Entenschnabel. Mit ihnen treffen noch viele

andere ähnliche Riesensaurier zusammen. Aber auch an kleineren Formen fehlt es nicht. So zeigt sich mitten unter den Kolossen der zierliche Manosaurus, der auf seinen Hinterbeinchen langsam und possierlich einherschreitet.

Von dem Abreißen der Blätter und dem Abbrechen



Der Thespesius.

der Zweige, die die fressenden Tiere von den Bäumen herunterholen, rauscht und prasselt es im Wald. Die Ungeheuer verlangen zu ihrer Ernährung auch ungeheure Mengen von Nahrungsstoffen. Man hat berechnet, daß der Diplodocus täglich 8 Zentner Futter zu sich nehmen mußte. Wo sich daher eine größere

Saurierherde zum Äsen versammelt, da wird der Wald geradezu verwüstet. Dieser übermäßige Nahrungsbedarf treibt die Tiere an, sich den ganzen Tag über fast ausschließlich dem Nahrungserwerb zu widmen, ein Umstand, der zweifellos dazu beigetragen hat, daß



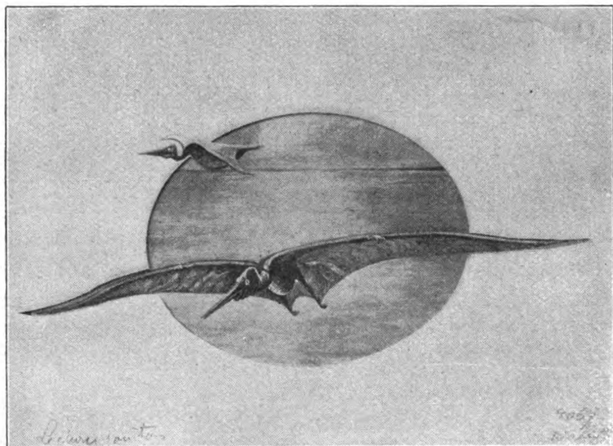
Der Ceratosaurus beim Mahl.

ihre geistigen Anlagen keine fortschreitende Ausbildung erfuhren.

Die friedliche Beschäftigung der Nahrungsaufnahme wird aber plötzlich gestört. Aus einem seitlichen Wäldchen brechen zwei neue Saurier hervor, der Coelaps und der Ceratosaurus. Sie sind die Raubtiere jener Zeit, denn sie leben nicht von Pflanzen, sondern sind Fleischfresser. Der Coelaps hat eine Länge von

etwa 8 Meter, sein Rückgrat gleicht durch die Hornzacken einer Säge, und über der Nase ragt ein kleines, aber kräftiges Horn auf. Der zweite Raubsaurier, der Ceratosaurus, hat mit ihm die größte Ähnlichkeit. Nur trägt er auf der Stirn noch ein paar mächtige Hornwülste. Beide Tiere sind mit einem furchtbaren Gebiß ausgestattet. Auf den Hinterbeinen hüpfend und sich zugleich mit dem starken Schwanz fortschnellend, stürmen sie in wilder Blutgier auf die äsende Saurierschar zu.

Der Loelaps greift zuerst einen Diplodocus an. Wohl setzt sich der plumpe Riese zur Wehr und schlägt



Der Pterodaktylus.

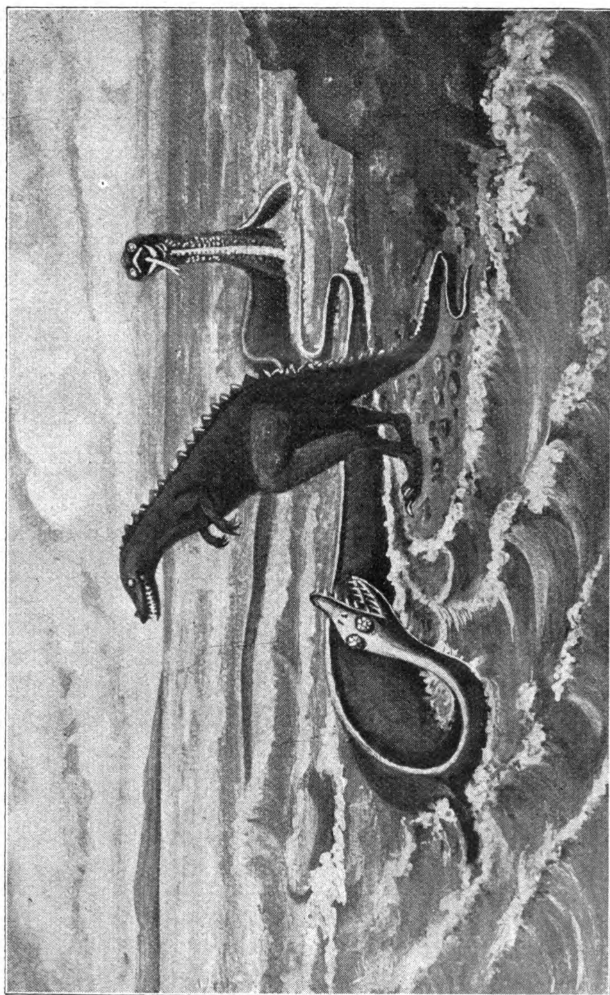
mit dem Vorderbein nach dem Räuber, aber im nächsten Augenblick hat ihn dieser beim Hals gepackt und zermalmt ihn mit einem einzigen Biß.

Doch jetzt werden auch die übrigen noch weidenden Tiere rege. Nicht umsonst ist der Triceratops mit drei

Hörnern bewaffnet, und nicht umsonst besitzt der Stegosaurus seinen mächtigen Rückenkamm und seinen stachelbesetzten Schwanz. Sie stürzen sich auf den Coelaps, dem der Ceratosaurus zu Hilfe eilt. Und nun beginnt ein grausiger Kampf. Der Triceratops und der Stegosaurus suchen ihren Gegnern von unten her den Leib aufzureißen, während diese in sie ihr furchtbares Gebiß einschlagen; Ströme von Blut fließen, die Fleischfetzen hängen an den Leibern herab, die Knochen brechen krachend, und schließlich stürzen der Triceratops und der Stegosaurus mit dumpfem Gedröhn zu Boden. Der Kampf ist entschieden, und hastig machen sich der Coelaps und Ceratosaurus über die zuckenden Fleischmassen her, um ihren Hunger zu stillen.

Nur wenige Reste sind übrig geblieben, als sie ihr Mahl beendet haben und zu neuen Kämpfen davoneilen. Aber kaum sind sie entschwunden, da ertönt in der Luft ein rauhes Gekrächz. Riesige Flugdrachen, ebenfalls Saurier, deren Flügel 8 Meter messen, kommen herangezogen und lassen sich auf den Überresten nieder. Der Pterodaktylus, der Pterosaurus und das Pteronodon sind solche Flugdrachen, die der Gestalt nach den Fledermäusen ähnelten und in ihrer Lebensweise den heutigen Aasgeiern glichen. Kreischend und beißend streiten sie sich um die Überbleibsel.

Und wie das Land und die Luft, so wird auch das Meer von den Sauriern beherrscht. In Scharen tummelt sich in ihm der delphinartige Ichthyosaurus, der den Fischen nachstellt und Muscheln und anderes Meergetier verschlingt. Die Kiefer des langen, schmalen Schädels sind mit einer großen Menge kegelförmiger Zähne besetzt, die Augen sind von breiten Knochenringen umgeben, die Haut ist glatt und schlüpfrig, vier Flossen dienen zur Fortbewegung im Wasser, und auch



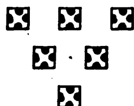
Der Loelaps und der Mosasaurus.

der lange, dünne Schwanz endigt in eine mächtige Ruderflosse.

Bedeutend größer ist der Plesiosaurus. Dieser Meerdrache erreicht eine Länge von 20 Meter. Er erinnert an den jetzigen Seelöwen. Doch sitzt auf dem gedrungenen Körper ein dünner Hals von 10 Meter Länge, und der Kopf ist ähnlich demjenigen der Schlangen. Noch größer als der Plesiosaurus wird der Mosasaurus. Er mißt bis zu 30 Meter. Gewandt schlängelt er sich durch die Flut. Er ist es, der unwillkürlich die Vorstellung der sagenhaften Seeschlange wachruft. Trifft mit ihm zufällig der gefräßige Loelaps zusammen, so versucht er wohl auch auf dieses Meerungetüm einen plötzlichen Angriff.

Krokodilähnlich ist endlich der Teleosaurus. Er ist nicht mit Flossen, sondern mit kurzen, stämmigen Beinen versehen, so daß er auf das Land kriechen kann. Rücken und Bauch sind mit reihenweise gelegten Platten gepanzert.

Viele Jahrtausende hindurch waren die Saurier die alleinigen Gebieter der Erde. Dann aber tauchte ein neues Geschlecht auf, die Säugetiere. Im Verhältnis zu den massigen Sauriern waren sie kleine und fast schwächliche Geschöpfe, aber sie besaßen dafür die höhere Intelligenz. Und ihr unterlag die Riesensippe der Saurier langsam, aber unweigerlich.





Mannigfaltiges.



Der Prophet Müller. — Dieser heute gänzlich unbekannte Mann war vor hundert Jahren eine weitberühmte Persönlichkeit. Die Königin Luise von Preußen hielt große Stücke auf Müller, und König Friedrich Wilhelm III. klopfte ihm einmal auf die Schulter und sagte: „Müller, Er ist ein braver Mann, und wir wollen hoffen, daß alles so kommt, wie es Ihm offenbart worden ist."

Johann Adam Müller, geboren in dem Dorfe Meckesheim bei Heidelberg als Kind geringer Bauersleute, hatte in der Neujahrsnacht von 1804 auf 1805 zum ersten Male ein „Gesicht", das er selbst folgendermaßen erzählt: „Ich schlief fest, da weckte mich eine Gestalt in langem weißen Kleide; ich griff nach ihr und sprang aus dem Bette, worauf sie stillstand und laut und deutlich zu mir sagte: ‚Dies Jahr entsteht ein Krieg zwischen Frankreich und Österreich, und wenn letzteres nicht Frieden macht, so wird es alles verlieren!' Hierauf blitzte es am Himmel, und die Gestalt verschwand. Ich ging nach dem Fenster, durch das der Blitz leuchtete, da sah ich deutlich am Himmel Artillerie von Frankreich gegen Österreich fahren, welcher Zug über eine Stunde währte. Pferde, Soldaten, Kanonen und Pulverwagen — alles war deutlich zu erkennen."

Einige Zeit darauf zeigte sich ihm jene Gestalt zum zweiten Male und verkündete ihm den kommenden Krieg zwischen Frankreich und Preußen. Das dritte Traumbild sah er im Jahre 1807 Anfang Januar. Diesmal erschien ihm ein bejahrter Mann in lichter Gestalt und befahl ihm, eilends zum Kaiser von Rußland und zum Könige von Preußen zu gehen. Müller, der nicht wußte, was er bei den Herrschern tun sollte, sagte dies der Erscheinung. Diese erwiderte, er werde zu rechter Zeit die rechten Worte finden, worauf sie verschwand. Müller ging wieder zu Bett.

Da erschien ihm der nämliche Mann wieder mit noch zwei undeutlichen Gestalten zu den Seiten, die aber bald verschwanden. Der Alte trug das Alte Testament unter dem Arm, schlug es auf, heftete seinen durchdringenden Blick auf Müller und sprach: „Geh zum Kaiser von Rußland und zum Könige von Preußen und sage ihnen, sie sollten tun, wie in dem Propheten Jesaia Kapitel 58 bis 64 steht. Frankreich muß verteilt werden, Preußen aber will ich so groß machen, wie es noch niemals gewesen ist."

Hierauf ward Müller im Traume durch viele Städte geführt, und der Alte sagte ihm alles, was ihm auf der Reise begegnen werde. Lebhaft sah sich der Träumer in Stettin und dann zu Königsberg in Preußen in einem großen Haus mit einem sehr schönen Garten, wo ihm alles so bekannt vorkam, als sei er schon lange Zeit dagewesen; von da geleitete ihn sein Führer nach Memel, und von Memel kam er wieder zurück an den Rhein. Dann erwachte er.

Müller schrieb seine Erscheinungen nieder, konnte sich aber nicht entschließen, von Frau und Kindern fortzugehen, und er beschloß, alles gehen zu lassen, wie es wolle.

In der siebenten Nacht erschien ihm der Alte wieder und rief ihm zu, wenn er nicht gehe, so solle alles Blut über ihn kommen.

Der Träumer, auf den Tod erschrocken, gelobte nun Gehorsam, auch seine Frau drängte ihn, zu gehen. Müller stellte dann Frau und Kinder unter die Obhut eines Nachbarn und trat, nur ein Stück Brot und vierundzwanzig Kreuzer in der Tasche, seine weite Reise an.

Müller erzählt selbst: „Ein Stück von meiner Heimat entfernt, sah ich mich noch einmal nach dieser um, aber da packte es mich bei meinen Schultern und drehte mich nach dem Wege hin um. Wo ich hinkam, begegnete mir alles so, wie es mir im Traume vorgekommen war; wo ich um ein Nachtlager bat, erhielt ich es unentgeltlich nebst Kost, und in der Nacht kam mir immer wieder zu Gesicht, wohin ich am nächsten Tage sollte. So gelangte ich bis nach Prenzlau in der Uckermark, wo die Franzosen standen und ich um meinen Paß befragt wurde; da ich keinen hatte, so wurde ich zum Kommandanten gebracht.

Der Mann, der mich dahin führte, bedauerte mich, denn es sei schlimm mit den Pässen. Ich betrachtete ihn genauer und fand, daß er auf ein Haar der mir im Traume erschienenen Gestalt glich. Nun war ich außer Sorgen. Der Franzosengeneral fragte mich, wo ich her sei und wo ich hin wolle, worauf ich sagte, ich wolle nach Stettin. Da hieß mich der General zum Teufel gehen und sehen, wie ich nach Stettin käme. Darüber wunderte sich mein Führer sehr und meinte, ich müsse große Gnade bei Gott haben, weil ich so gut hier weggekommen wäre. Ich reiste weiter, aber an der Oder wurde ich überall zurückgewiesen. Da kam ich zu einem Pfarrer, dem teilte ich den Zweck meiner Reise mit, und er half mir hinüber. Zu Stolp im Pommerland arretierten mich die Preußen als Spion, ich wurde nach Pillau transportiert und hatte dabei viel auszustehen. In Pillau ward ich verhört und zu Schiff nach Königsberg gebracht, wohin mein Protokoll vorausgeschickt worden war. In Königsberg kam ich in das Haus mit dem Garten, das ich im Traume gesehen, und das ich sofort wiedererkannte; General Rüchel bewohnte es. Bei diesem waren viele Generale, auch General Blücher, die mich umringten. Da ich dieses Haus und den Garten in meinem Protokoll genau beschrieben hatte, so erstaunten sie alle, und ich ward wieder verhört. Noch denselben Abend wurde ich der Königin von Preußen vorgestellt, die mich liebreich aufnahm und unter ihren Schutz stellte. General Rüchel befahl, mir in seinem Hause Kost und Logis und täglich einen Gulden zu geben. Die Königin stellte mich dem Könige vor, der von Heiligenbeil kam. Er hatte bereits mein Protokoll gelesen. Ich offenbarte ihm, daß Frankreich geteilt werden müsse, daß die Franzosen im Norden zugrunde gehen, und Preußen würde groß werden wie nie zuvor. Der König, der von meiner Rede ganz angegriffen war, sagte, daß er ja keinen Krieg mehr fortsetzen, und dies also auch nicht eintreffen könne, worauf ich ihm sagte, er möge machen, was er wolle, es würde doch geschehen, was ich ihm gesagt."

Diese erste Unterredung Müllers mit dem König von Preußen fiel in die Zeit nach der Schlacht von Jena und Auerstädt, in die Zeit, da die Fahnen der siegestrunkenen Franzosen an

den Ufern der Weichsel flatterten. Am 8. Februar 1807 wurde die erfolglose Schlacht bei Eylau geschlagen, das preußische Königspaar flüchtete von Königsberg nach Memel, und Müller, der am Königshofe so freundlich aufgenommene Prophet, machte diese traurige Reise mit. Er blieb beinahe ein Jahr in Memel, und während dieser Zeit ließen sich die vornehmsten Personen und Würdenträger von dem Propheten im Bauernkittel den Verlauf der Zukunft deuten. Nach dem Friedensschluß begleitete Müller den General Knobloch nach Königsberg, denn der russische Großfürst war eigens dorthin gekommen, um den süddeutschen Seher zu sehen und zu hören. Vor ihm kramte Müller alle seine Gesichte aus, die ein Sekretär säuberlich zu Papier brachte. Dieses Protokoll ward nach Petersburg geschickt, und Müller sollte die Antwort abwarten. Aber ein dringender Brief seiner Frau und auch eigenes Heimweh zogen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt heimwärts. Er zeigte den Brief von seiner Frau der Königin Luise, und diese riet nun selbst zu seiner Heimkehr, sie erwirkte ihm auch einen freien Postpaß bis Heidelberg, wo er nach so langer Abwesenheit glücklich eintraf und von Frau und Kindern mit Jubel begrüßt wurde. Die Bauern, die früher für ihn nur Spott gehabt hatten, staunten ihn jetzt an wie ein Wundertier. Müller aber schätzte den maßlosen Respekt, den man ihm jetzt auf Schritt und Tritt entgegenbrachte, ebenso richtig ein wie die frühere Geringschätzung, die man ihm aus seinen „Gesichten“ entgegengebracht hatte. Er griff wieder zum Pflug und zur Sense und erfüllte in strammer Arbeit seinen Lebensberuf.

Die Königin Luise sah er nicht wieder, wohl aber den König und zwar zu Heidelberg im Jahre 1814. Das Volk war zusammengeströmt, um den einziehenden Monarchen zu sehen. In einer der vordersten Reihen stand der alte Hofprophet, den der König sofort bemerkte und wiedererkannte. Der Monarch umarmte den schlichten Bauersmann auf offener Straße vor dem „Badischen Hof“, seinem Absteigequartier. Der König lud ihn in seine Gemächer ein, wo eine lange Unterhaltung stattfand. Müller sagt darüber in seinen Aufzeichnungen: „Der König von Preußen unterhielt sich lange mit mir, und

als ich ihn daran erinnerte, daß nun alles eintreffe, was ich ihm damals in Königsberg gesagt hätte, und ihn bat, alles zu tun, was Gott befehle, da versprach er mir in die Hand hinein, daß er alles beginnen wolle. Ich schrieb ihm dann noch mehrmals nach Wien und nach Frankreich und warnte ihn aus meinen gehabten Erscheinungen, die er gnädig aufnahm. Ich weissagte ihm, daß über Frankreich geschehen müsse, was ich ihm gesagt habe.“ Der eigenartige Prophet starb hochbetagt im Jahre 1837. C. T.

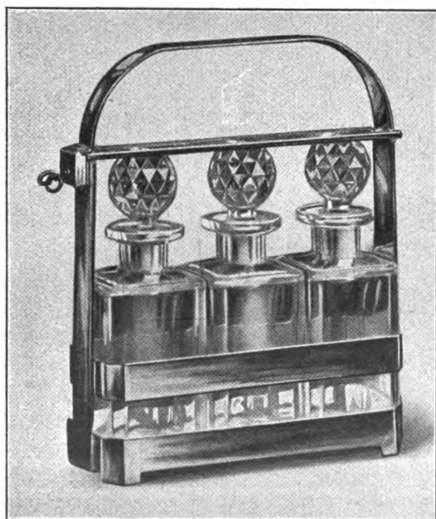
Neue Erfindungen. I. Kombinierter Küchen- und Aufwaschtisch. — Bei beschränkten Raumverhältnissen ist es oft nicht möglich, außer dem Küchentisch noch einen Aufwaschtisch in der Küche unterzubringen. Diesem Übelstand



wird durch den von den Vereinigten Eschebachschen Werken in Dresden hergestellten kombinierten Küchen- und Aufwaschtisch (D.R.G.M.) abgeholfen. Der Aufwaschtisch ist bei dieser Neuheit mit dem Küchentisch dergestalt vereinigt, daß er, falls er nicht im Gebrauch ist, auch keinen eigenen Platz beansprucht. Dies wird dadurch erreicht, daß die beiden Aufwaschbecken in einem Rahmen hängen, der hervorgezogen wird, wenn der Küchentisch als Aufwaschtisch ge-

braucht werden soll, wobei die seitlichen Stützen sich selbsttätig feststellen. Der Rahmen, in dem die Aufwaschbecken hängen, ist aus Eisen haltbar hergestellt, so daß ein Festklemmen derselben durch Aufquellen, wie es bei Holzrahmen vorkommen würde, ausgeschlossen ist. Die praktische Neuheit wird bei unseren Hausfrauen eine gute Aufnahme finden, da schon ein Blick auf die umstehend abgedruckte Illustration genügt, um die außerordentlichen Vorteile eines solchen kombinierten Küchen- und Aufwaschtisches erkennen zu lassen.

II. Verschließbares Likörservice „Tantalus". — Die Aufbewahrung von Likören, Dessertweinen und so weiter kann nicht immer in verschlossenen Schränken geschehen, da die hierzu bestimmten Gläser und Flaschen meist aus Kristallglas angefertigt sind und mit dem Tablett beziehungsweise Ständer oder Halter meist auch eine Zierde für das Büffet abgeben sollen. Sind die Flaschen gefüllt, so ist auch die Verführung außerordentlich groß, davon etwas zu kosten, nicht nur daß naschendes Dienstpersonal daran nippt, es trinkt auch die Hausfrau oder der Hausherr öfters daraus, als es notwendig ist — die Gelegenheit macht Diebe, und schließlich sind sämtliche Flaschen geleert, ehe man sich's versieht. Für alle, die derartige gute Liköre zu Hause zu führen pflegen, hat



die Firma Stöckig & Co. in Dresden-A. 16 ein Likörservice geschaffen, das unstreitig ein Bedürfnis ist, und den vortrefflich passenden Namen „Tantalus“ führt. Dieses Service wird für drei oder für mehr oder auch für weniger Flaschen geliefert, glattes Silber ist mit feingeschliffenem Kristallglas zu einem harmonischen Ganzen verbunden, es gibt keine Gelegenheit zum Nippen, denn die sinnreiche Einrichtung, mittels der man das Herausnehmen und Öffnen der Flaschen verhindern kann, läßt den, der nicht im Besitz des Schlüssels ist, wahrhafte „Tantalusqualen“ empfinden.

„Und!“ — Eine sonderbare Theaterwette machte einst der bekannte Altwiener Bühnendichter Castelli mit dem damaligen Schauspieler des Nationaltheaters Heurteur, der als Heldendarsteller über ein Pathos verfügte, das ihn zum erklärten Liebling des Publikums machte.

Im Zwischenakt eines Ritterschauspiels kam Castelli einst in die Garderobe und gratulierte Heurteur zu dem riesigen Beifall, den er wieder einmal eingeerntet hatte.

„Ach was,“ erwiderte dieser gemütlich, „das kommt nur auf mich ganz allein an, wo und wann ich beklatscht sein will! An welcher Stelle, ja bei welchem Wort ich loslege, muß einfach alles klatschen.“

Castelli schüttelte zweifelnd seinen Kopf.

„Sie wollen mir nicht glauben? — Wetten wir also zehn Flaschen Champagner! Sie selber dürfen mir sogar eine beliebige Stelle in meiner heutigen Rolle bezeichnen, wo ich beklatscht werden soll!“

Castelli nahm die ausgeschriebene Rolle, blätterte darin umher und wies schließlich auf ein einziges kleines Wort, das innerhalb einer längeren Rede sich befand, auf das Wörtlein „und“.

„Es gilt!“ rief Heurteur lächelnd. „Sie werden sehen: ich bin es, der gewinnt!“

Als er später wieder auf die Bühne trat und die betreffende Stelle herankam, sprach er dieselbe mit immer heftiger sich steigerndem Pathos, bis endlich das kritische Wörtlein sich nahte.

Nachdem er dieses „und“ mit großer Wucht und Heftigkeit als Höhepunkt seiner Rede förmlich hinausgeschleudert hatte, schien plötzlich vor Erregung ihm die Stimme zu versagen. Rasender Beifallsturm lohnte dieses pathetische Kunststück. Castelli hatte seine Wette verloren! K. R..

Etwas von der Körperfülle. — Die Körperfülle, die auch bei uns als das Zeichen einer behäbigen, durch keine Sorgen gestörten Existenz gilt, die jedoch bei einer allzu üppigen Entwicklung von den glücklichen Besitzern gerade nicht mit freundlichen Augen angesehen wird, steht bei verschiedenen halbwilden Völkern in ganz entschiedenem Ansehen und wird als ein beneidenswertes Gut erstrebt, in dessen Besitz sich namentlich die Aristokratie dieser Völker befindet.

So gilt vielfach in Polynesien die Fettleibigkeit als ein Abzeichen und Privilegium der Häuptlinge und ihrer Familien, welche diese Eigenschaft im Gegensatze zu dem sich nicht gerade durch Körperfülle auszeichnenden gemeinen Volke oft in bedeutendem Grade besitzen; nur in Samoa scheint die Korpulenz sich allgemeiner durch das Volk zu erstrecken. Den höchsten Grad erreicht sie aber bei den Häuptlingsgeschlechtern auf Hawai, deren Fleischmasse ganz kolossale Dimensionen annehmen soll, und wo sie gleichfalls als die größte Schönheit für das weibliche Geschlecht gilt, weshalb nach der ersten Jugend, namentlich bei den Frauen der Vornehmen, das Starkwerden häufig bis ins Ungeheuerliche gefördert wird.

Auch auf Tahiti findet sich diese Neigung bei den Vornehmen, wenn auch nicht in dem Grade wie auf Hawai; bei den Tonganern und namentlich den Markesanern nimmt sie bei weitem bescheidenere Dimensionen an und findet sich gleichfalls nicht so allgemein in den höheren Ständen. Dagegen sind auf den Gilbertsinseln die Häuptlinge wieder sehr stark, und auf der Loyalitätsgruppe verleiht die Korpulenz ganz bedeutendes Ansehen, so daß einem besonders stattlichen Missionar seine Korpulenz mindestens die gleiche Verehrung zuzieht als sein heiliges Amt. Auf Viti fehlt die Anlage und Neigung zum Fettwerden gänzlich.

In Indien bewundert man gleichfalls die Korpulenz als Zeichen einer guten Lebensstellung und begegnet ihr mit Respekt und Verehrung; als sehr erwünschten Körperzustand befördert man sie vielfach durch Trinken von Ghi, zieht sich aber anderseits dadurch leicht Leberleiden zu. Besonders in Sindh wird bei den höheren Klassen viel auf Dicke der Würde und Schönheit halber geachtet, so daß diese vornehme Korpulenz dort sogar in das Sprichwort übergegangen ist; überschreitet man dagegen die Grenze dieses Landstriches und nähert sich mehr der Berggegend, so findet man bald einen Wechsel dieses Geschmackes, die in Sindh so erwünschte Korpulenz gilt hier, bei den Männern wenigstens, als unfein. Auch hier ist jedoch für die Schönheit der Frau eine gewisse Korpulenz Erfordernis, und bereits ein Gesetz des Manu schreibt vor, bei der Wahl des Ehewcibes darauf zu achten, daß der Gang graziös wie der eines jungen Elefanten sei, wozu doch wohl jedenfalls eine tüchtige Körperfülle erforderlich ist.

Ganz im Gegensatze zu diesem indischen Geschmack steht der chinesische, welcher bei der Frau eine zarte Gestalt fordert.

Die klassische Gegend für Wohlbeleibtheit der Souveräne ist die südliche Hälfte Afrikas. Die Ovampo wählen daher zu Regenten nur solche Personen, welche Anlage zum Fettwerden zeigen, und erreichen, da nachher der König sich förmlich mästen läßt, durch diese Zuchtwahl Exemplare wie den Herrscher, welchen Galton traf, und welcher im Freien schlafen mußte, weil er wegen seiner Fülle nicht mehr in die Hütte kriechen konnte.

Bei den Matabele gilt Fettsein, ebenso wie in den Landstrichen südlich vom Kongo, überhaupt als Privilegium des Königs, und das Fettwerden eines Untertans wird demgemäß als ein schweres Verbrechen betrachtet; den Wagogo scheint der Wohlbeleibtheit sogar etwas Göttliches einzuwohnen, so daß sie stark beleibten Personen göttliche Ehren erweisen sollen. Im Königreich Karagwe gilt ebenso wie in Unyoro und anderen afrikanischen Staaten die Wohlbeleibtheit als zum Begriff der Schönheit gehörig; schon von frühester Jugend an werden daher die Mädchen einer förmlichen Mästung mit

Milchbrei unterworfen, und von diesem wird ihnen täglich eine Gallone oft unter Prügeln eingezwängt.

Zum Schluß mag noch bemerkt sein, daß bei den Galliern für die männliche Jugend das Dickwerden verboten, und die Überschreitung eines gewissen Gürtelmaßes mit Strafe bedroht war. D. C.

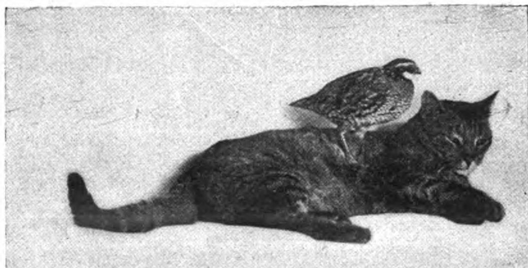
Belohnte Redlichkeit. — Vor mehreren Jahren starb in Brüssel ein reicher alter Herr, der fast sein ganzes Vermögen einer jungen Fabrikarbeiterin vermacht hatte.

Der Verstorbene war nämlich ein sonderbarer Kauz, der es sich, wie einst Diogenes, zur Aufgabe gemacht hatte, „Menschen zu suchen". Um die Rechtschaffenheit seiner Mitmenschen auf die Probe zu stellen, machte er oft die seltsamsten Versuche, die freilich meist ungünstig ausfielen und ihn in seiner schlechten Meinung von den Menschen bestärkten.

Zuletzt fuhr er längere Zeit hindurch täglich in einem Omnibus dieselbe Strecke und setzte sich stets auf den Platz neben dem Schaffner. Er vermittelte bereitwillig das Hin- und Hergeben des Geldes; jedesmal aber, wenn der Schaffner Kleingeld herauszahlte, überreichte der alte Herr dem betreffenden Fahrgaste die Summe, fügte aber unbemerkt und sehr geschickt immer ein Geldstück aus seiner Tasche hinzu, wie wenn der Schaffner sich geirrt und zu viel herausgegeben hätte. Dann beobachtete er seine Leute scharf. Die meisten zählten ruhig das Geld nach, merkten den Irrtum, zählten oft noch einmal und steckten dann schmunzelnd den kleinen Gewinn ein. Der Alte wiederholte sein Kunststück oft, aber unter den vielen war nicht einer, der mit dem Schaffner Mitleid hatte und ihm das zuviel erhaltene Geld zurückgab.

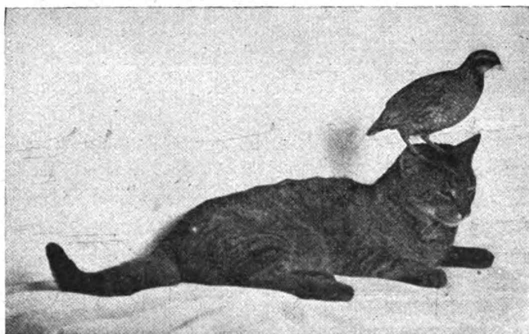
Eines Tages rief aber ein junges Mädchen sofort hastig: „Schaffner, Sie haben mir einen halben Franken zu viel gegeben," und gab ihm das Geld zurück. Das Gesicht des alten Herrn hellte sich auf und wurde ordentlich verklärt. Er ging dem Mädchen nach, verschaffte sich ihre Adresse und zog Erkundigungen über sie ein, die jedenfalls günstig ausgefallen sein mußten, denn der halbe Franken ihrer Ehrlichkeit erwarb dem jungen Mädchen eine Erbschaft von einer halben Million. O. v. B.

Die Vogelkatzen. — In den großen Kanarienvögelzüchtereien in Andreasberg im Harz hält man sogenannte „Vogelkatzen“. Da in den Flughecken durch die Vögel



In Freundschaft vereint.

viel Futter verschüttet wird, so stellen sich hier bald Mäuse ein, die die Nester mit den Eiern und nackten Jungen plündern. Der Fang dieser Eindringlinge nun liegt den Vogel-



Eine Lieblingsstellung der Wachtel.

katzen ob, die sich niemals an den Vögeln vergreifen. Man gewöhnt den Katzen die Angriffe auf Vögel dadurch ab, daß man sie jung in Säcke bindet und aus diesen nur den Kopf heraussehen läßt. Dann hält man den Katzen einen Vogel

vor, der bei der geringsten Bewegung der Katze mit dem Schnabel nach ihrer Nase pickt. Auf diese Weise wird den Katzen von klein auf Furcht vor den Vögeln eingeflößt und ihnen so die Lust zu Angriffen auf die gefiederten Sänger genommen. Immerhin bleibt die Gewöhnung der Katzen an die Vögel erstaunlich.

Erstaunlicher noch aber ist die freundschaftliche Zusammengewöhnung von Katze und Vogel, wie sie aus Bethlehem, einer Stadt in Pennsylvanien, berichtet wird. Es handelt sich hier um ein wahrhaft inniges Freundschaftsverhältnis zwischen einer Katze und einer Wachtel. Der Vogel, der einem Herrn Schippang gehört, flog eines Tages aus seinem Käfig und verkroch sich unter dem Herd, wo das Kätzchen lag. Von diesem Augenblick an datiert die Freundschaft. Die Wachtel kann sich jetzt ungeniert der Katze auf den Rücken und sogar auf den Kopf setzen und darauf nach Belieben verweilen. Die Zuneigung der Katze zu der Wachtel zeigte sich unter anderem auch dadurch, daß, als diese einige Tage entflogen war, die Katze sichtlich betrübt im Hause umherschlich.

Bemerkenswert ist noch die Geschmacksänderung, die bei dem Vogel seit Anknüpfung des Freundschaftsverhältnisses eingetreten ist. Früher wurde er mit Hirse, Weizen und Roggen gefüttert. Das Kätzchen erhielt Leckerbissen vom Tisch, Kuchen und andere Süßigkeiten. Jetzt teilt die Wachtel durchaus ihre Nahrung, und namentlich ist sie auf Zucker und Fruchtgelee erpicht. Th. S.

Der grobe Kästner. — Der berühmte Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800) wurde von einem Herrn, welcher lange zu ihm gesprochen hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, gefragt: „Ich falle Ihnen wohl mit meinen Reden lästig, Herr Professor?“

„Nicht im geringsten,“ erwiderte der Gefragte, „fahren Sie nur fort, Sie merken es wohl schon lange, daß ich nicht zuhöre.“

Bald nach seiner Berufung nach Göttingen wurde die wertvolle Mineraliensammlung der dortigen Universität nicht ohne Verschulden des Bibliothekars in erheblicher Weise bestohlen.

Bestürzt eilte der Bibliothekar zu Kästner, erzählte ihm sein Mißgeschick und fragte: „Was in aller Welt fange ich nur mit dem leeren Futteral zu der Silberstufe an, das die Spitzbuben mir zurückgelassen haben?"

„Das ist sehr einfach," erwiderte Kästner, „da stecken Sie die Nase hinein, welche Sie von der Regierung erhalten werden."

In Leipzig fragte er einmal einen jungen Baron, welcher, ohne jegliche Beschäftigung, das Vermögen, das seine Eltern ihm hinterlassen hatten, durchbrachte: „Verzeihung, Herr Baron, womit beschäftigen Sie sich eigentlich?"

Da warf sich der jugendliche Müßiggänger stolz in die Brust und entgegnete: „Ich privatisiere."

„Das tut mein Pudel auch," erwiderte Kästner und wandte ihm den Rücken. A. Sch.

Ein Minister, der sein eigenes Todesurteil unterzeichnete, war Kardinal La Balue, der zur Zeit der Regierung Ludwigs XI. von Frankreich lebte. Ludwig XI., ein ebenso herrschsüchtiger wie tückischer und feiger Charakter, hatte erfahren, daß La Balue, ein sonst äußerst befähigter Staatsmann, die meisten der ihm vorgelegten Schriftstücke unterzeichnete, ohne sie vorher auf ihren Inhalt zu prüfen. Diese Oberflächlichkeit benützte der hinterlistige und grausame Monarch dazu, um den des Verrats beschuldigten La Balue, auf dessen Beliebtheit er längst eifersüchtig war, zu stürzen. Er veranlaßte den Sekretär des Ministers, seinem Herrn unter einer Menge gleichgültiger Erlasse auch ein Schriftstück vorzulegen, in dem La Balue sein Einverständnis mit den Feinden des Königs eingestand, und das mit einem Satze endete, der folgendermaßen lautete: „Hiernach erkenne ich selbst an, daß ich ein schändlicher Verräter bin und als solcher die über mich verhängte Todesstrafe nur als gerechte Sühne ansehen kann."

Dieses Schreiben unterzeichnete der ahnungslose Minister wie so viele andere ungelesen, und er wäre wohl auch sicher geköpft worden, wenn König Ludwig XI. nicht einen Volksaufstand gefürchtet hätte. Auf Anraten seines Barbiers, den er zu seinem Vertrauten erwählt hatte, um sich von den Großen seines Reiches unabhängig zu machen, verhängte

der König aber über den verhaßten Kardinal eine andere Strafe, die ganz seinem grausamen Charakter entsprach. Er ließ einen großen, eisernen Käfig bauen und diesen in den Gärten seines Palastes aufstellen. Dieser Käfig diente dann elf Jahre lang, von 1472 bis zum Tode Ludwigs im Jahre 1483, dem unglücklichen La Balue zum Gefängnis. Beim Regierungsantritt Ludwigs XII. wurde der Kardinal freigelassen. W. K.

Dauerblütige Sommerblumen. — Dem Gartenfreund, der nicht über allzuviel Platz in seinem Garten zu verfügen hat, wird daran liegen, daß seine Blumenbeete mit Blumen besetzt sind, die eine lange Blütendauer haben, und daher wird er immer am besten tun, zu den sogenannten Sommerblumen von einjähriger Dauer zu greifen, dabei aber nur solche Sorten zu wählen, welche ein langes Blühen versprechen.

Bei der Frage, ob man Sommerblumen selbst heranziehen oder die Pflanzen beim Gärtner kaufen soll, ist letzteres in allen Fällen vorzuziehen. Die im freien Lande angesäten Blumen entwickeln sich immer weit später als die, welche der Gärtner auf seinen Mistbeeten herangezogen hat. Aussaaten an Ort und Stelle sind aber überhaupt nicht zu empfehlen, weil sie späterhin das Ausziehen und Verdünnen nötig machen, wodurch die Regelmäßigkeit der Anlage des Beetes notwendigerweise leiden muß.

Beim Auspflanzen ist zu beachten, daß die Beete zuvor gut gedüngt und gelockert werden. Das Setzen der Pflanzen soll nicht bei zu heißem Wetter erfolgen, sondern bei bedecktem Himmel oder Regenwetter. Sonst sind die späten Nachmittagstunden dazu zu wählen, und nach dem Setzen ist hauptsächlich an heißen Tagen des Abends ausgiebig zu spritzen oder zu überbrausen, damit die Pflanzen nicht verwelken. Jede Pflanze muß außerdem sofort gründlich angegossen werden.

Ferner empfiehlt es sich, mehrere Pflanzen zusammen zu setzen, damit keine Nachpflanzung stattzufinden braucht. Nach starken Regengüssen und vielem Gießen ist der verkrustete

Boden, solange dies möglich ist, tüchtig aufzulockern. Nach dem Anwachsen ist ab und zu ein Dungguß zu verabreichen, der ungemein zum Gedeihen der Gewächse beiträgt. Am besten tut man, Geflügeldünger, Hornspäne oder Blumendünger in einem Fasse mit Wasser zu verrühren und davon Dunggüsse auf die Beete zu bringen. Wo es notwendig ist, besonders bei Pflanzen mit langen Stengeln, versäume es der Gartenfreund nicht, Stäbchen anzubringen, damit sie der Wind nicht umlegen oder abbrechen kann.

Sommergewächse eignen sich sowohl zur Besetzung der Beete mit einer einzigen Art, als auch gemischt gepflanzt, oder die Farben können in Reihen abwechselnd geordnet, und die Beete mit einer recht lebhaften Hauptfarbe eingefaßt werden. Die gemischte Pflanzung ist da am Platze, wo man zum Beispiel über breitere Beete verfügt, die vielfach mit hochstämmigen Rosen, Fuchsienbäumen und Dahlien besetzt werden. Die hohen Pflanzen werden abwechselnd in die Mitte gestellt, dann folgen die anderen, von denen die niedrigsten die Einfassung abgeben. Auch als Einzelpflanzen im Rasen, auf kleinen Beeten angebracht, sind einige Arten sehr wirkungsvoll. Ebenso können vor Gehölzgruppen unregelmäßige Beete passend bepflanzt angebracht werden. Auch als Zwischenpflanzung bei Rasengruppen lassen sich niedere Sommergewächse recht gut verwenden.

In neuerer Zeit sind zur geschmackvollen Verwendung im Garten besonders die einjährigen Schlingpflanzen, das heißt schnellwüchsige Sommergewächse mit rankenden oder windenden Stengeln, die als Stütze eines Spaliers, eines Drahtgitters, einer Pyramide bedürfen, in Aufnahme gekommen. Niedrigbleibende Schlingpflanzen, zum Beispiel die wohlriechende Wicke oder die rankende Kapuzinerkresse oder die bunte Trichterwinde, begnügen sich mit einigen in den Boden eingesteckten Reisigzweigen oder mit Bindfäden, welche zwischen zwei Pfählen befestigt sind oder von der Pfahlspitze zur Erde geleitet werden. In größeren Gärten gewährt ein zu diesem Zwecke errichtetes Lauben- oder Verandengerüst, welches mit starkwüchsigen Schling-

gewächsen bekleidet wird, einen eigenartigen, anziehenden Anblick.

Wie jedes Bild erst durch den Rahmen einen abgeschlossenen Eindruck gewinnt, so ist darauf zu achten, daß das Beet die passende Einfassung durch niedrige Blumen erhält, deren Blüte von längerer Dauer ist. In erster Linie ist hier die bekannte blaue Lobelie anzupflanzen, ein zierliches Blümchen mit fast unzähligen Blütchen, die bis zum eintretenden Frost an den Zweigen sitzen. Daneben kommt die hängende Silene in Betracht, ein Nelkengewächs von langer Blütendauer, das immer wieder neue Blumen entwickelt und sich oft an Ort und Stelle für das nächste Jahr aussät.

Sehr zierliche Einfassungsblumen sind die Nemophilen. Man kann den Samen an Ort und Stelle aussäen. Die Blümchen prangen in den buntesten Farben, blau, weiß, braun, getupft, gerändert und gezeichnet. Sehr beliebte Einfassungsblumen sind die Mittagsblumen mit fleischigblätterigem Gezweig, vom Volke häufig „Eiskraut" genannt. Bei Teppichbeeten kann man als Einfassung auch den bekannten Sauerklee verwenden. Legt man dabei auf buntes Aussehen der Blätter Wert, so ist das gelbblätterige Pyrethrum zu empfehlen. Man verhütet das Aufschießen der Blütenstengel durch öfteres Kürzen.

Sehr reich gestaltet sich das Material dauerblütiger Sommerblumen, wenn man Pflanzen mittlerer Höhe verwenden will. Hier hat schon seit Jahrhunderten eine bestimmte Pflanzenklasse sich in unseren Blumengärten Geltung verschafft. Es sind dies die altgewohnten Levkoien, Astern, Rittersporn, Reseden, Balsaminen, Verbenen, Kapuzinerkresse, Nelken, Petunien, Malven, Strohblumen und Sommerchrysanthemen.

Levkoien sind in erster Linie zu berücksichtigen, da sie bis in den Herbst hinein blühen, wenn man dafür sorgt, daß sie nicht zu feucht stehen, weil bei übergroßer Feuchtigkeit Wurzelkrankheiten eintreten. Astern und Nelken haben eine verhältnismäßig kurze Blütendauer, wirken aber immer sehr vorteilhaft, besonders seitdem in der neueren Zeit eine große Menge Neuzüchtungen herangebildet sind. Die Reseda wird

am besten nicht in Gruppen ausgepflanzt, sondern unter Stauden, Rosen oder als Einfassung.

Ganz prächtig sind die neuen Arten der groß- und gefülltblühenden Petunien, die man sehr wohl auch in Töpfe pflanzen und auf Balkonfenster und Verandenbrüstungen stellen kann. Neben den älteren Sommerblumen haben sich auch neuere Sorten einen Platz erobert. Da sind zuerst die flammendroten Salvien mit langen Blumenähren, als Einfassungsblumen für höhere Beete sehr empfehlenswert, ferner die Schaublumen unserer Gärtner, die rispentragenden Hahnenkämme, die freilich gut gedüngten lockeren Boden verlangen, die schlichten, aber sehr dankbaren Godetien in den mannigfaltigsten Farben, die schwarz-rot-gelben Gaillardien und die herrlichen, nachtkerzenartigen Clarkien, Tornien und Escholtzien mit ihren sattgelben, weithin leuchtenden Mohnblumen — wahrlich eine große Auswahl, die uns den unermüdlichen Fleiß der deutschen Kunstgärtnerei so recht vor Augen führt.

Zuletzt seien noch die Sommerblumen von hohem Wuchse erwähnt, die bei größerem Raum Verwendung finden können. Hier haben wir neuerdings eine Sonnenblumenart zu verzeichnen, die niedriger ist als die bekannte höchste Art, es ist Helianthum cucumerifolium. Die große Staude ist überall von kleinen Sonnenblumen bedeckt und wirkt ungemein dekorativ. Daneben haben wir jetzt prächtige Tabakstauden mit bunten Blüten, den stattlichen Riesenhanf, die Wunderblume, den Amarant, den buntblätterigen Mais, die Mariendistel und die anderen wirkungsvollen Distelblumen und zuletzt die prachtvolle Kochie, die heute in keinem Ziergarten fehlt, ein Gewächs mit dünnen Blättern, die sich haarartig um den Stamm legen und einen überraschend schönen Schmuck für den ganzen Garten bilden. R. Reichhardt.

Gute Lehre. — Ein im siebzehnten Jahrhundert herrschender Kaiser von Japan hatte in seinem Palaste zwanzig besonders kostbare Porzellanvasen aufgestellt, die er um ihres Kunstwertes willen hütete wie seinen Augapfel. Da wollte es eines Tages das Mißgeschick, daß ein unvorsichtiger Diener eine der

Vasen zerbrach. Der zornige Kaiser verurteilte den Unglücklichen zum Tode.

Da meldete sich im Palast ein alter Priester mit dem Vorgeben, er könne das zerbrochene kostbare Gefäß wiederherstellen. Er wurde vom Kaiser selbst in das Vasenzimmer geführt, und ehe noch der erstaunte Herrscher ihn daran zu hindern vermochte, nahm der Alte seinen Stock, auf den er sich bis dahin gestützt, und fegte mit einem kräftigen Hiebe die übrigen Vasen zu Boden, so daß sie in tausend Stücke sprangen.

„Unseliger, was hast du getan?" schrie ihn der Kaiser an, der vor Zorn und Schrecken außer sich war.

„Ich habe nur getan, was ich für meine Pflicht hielt," erwiderte kaltblütig der Greis. „Siehe, einem deiner Untertanen kostet nun schon eines dieser Gefäße das Leben; so wollte ich verhindern, daß um dieses zerbrechlichen Gutes willen noch mehr Menschen sterben müssen. Begnüg dich mit meinem Leben."

Der Kaiser kam zur Besinnung und verzieh sowohl dem ungeschickten Diener wie dem tapferen Alten. O. v. B.

Ein antikes Festmahl in der Rokokozeit. — Die Galanterie, die zierliche Oberflächlichkeit jener Tage der unbestrittenen Herrschaft des Rokoko schildern uns vortrefflich die „Erinnerungen" der Frau Vigée Lebrun, einer hochbegabten Porträtmalerin, deren Talent ihr Eingang in die Kreise der höheren Gesellschaft jener Zeit verschaffte. Die Künstlerin schwärmt für den feinen Ton jener Tage, der für die Geselligkeit das sei, was für den Wein die Blume. Reizend seien vorzugsweise die kleinen Festlichkeiten gewesen, bei denen zwölf, höchstens fünfzehn miteinander gut bekannte Damen und Herren sich zusammenfanden. Gewöhnlich sei man erst um neun Uhr abends zusammengekommen, habe die Politik verbannt, sich nur über Literatur und Stadtneuigkeiten unterhalten, sich neue Verse vortragen lassen oder Scharaden aufgeführt. Das Essen spielte nur eine nebensächliche Rolle, während man hin und wieder auch tanzte. Frau Vigée Lebrun berichtet uns zum Beispiel über ein „antikes Souper", das sie arrangierte, nachdem sie wenige Stunden vorher in Barthélemys „Reisen

des jungen Anacharsis“ das interessante Kapitel von der Kochkunst der alten Hellenen gelesen hatte.

Die eingeladenen Männlein und Fräulein wurden zunächst kunstgerecht von dem modernen Puder gereinigt und dann, so gut es gehen wollte, in Hellenen und Helleninnen umgewandelt. Der geistreiche Poet Lebrun ging mit Wonne auf die Absichten der Dame ein und wurde darum zur Belohnung mittels eines umgeworfenen Scharlachmantels und eines Lorbeerkranzes zu dem antiken Odendichter Pindar umgeschaffen — ein Name, der auch später zu seiner Freude ihm in der Literatur blieb.

Marquis de Lubières, ein talentvoller Sänger, wurde mit einer vergoldeten Lyra ausstaffiert und dirigierte dann später den Chor von Gluck „Gottheit und Paphos und Knidos“, eine Hymne auf die Liebesgöttin, der zu Ehren die nach antiker Weise um die Tafel gelagerten Gäste begeistert ihre Stimme erschallen ließen.

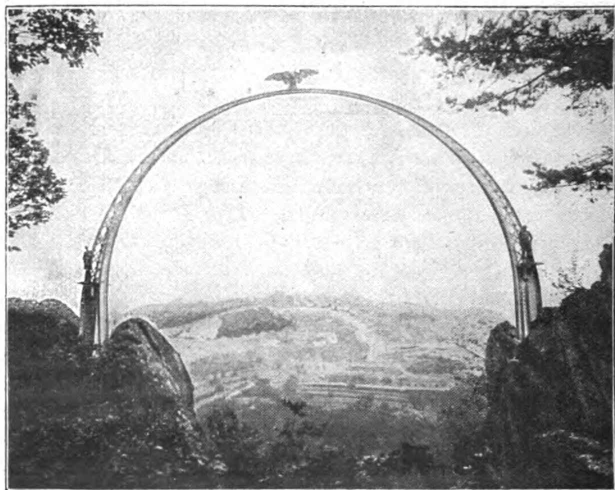
Die Malerin selbst, eine stattliche Erscheinung, imponierte der Gesellschaft nicht wenig in ihrer weißen Tunika, mit Rosen im Haar. Ihre anmutige Tochter, die spätere Komtesse Regnault, machte die Runde im Saal mit antiken Henkelkrügen, um den Gästen fleißig die Becher mit altem Zyperwein zu füllen. Lebrun rezitierte vortrefflich einige von ihm übertragene Oden Anakreons, des Sängers der Liebe und des Weins, und die ganze Gesellschaft schwamm in einem Meer von Wonne.

Dieses griechische Festmahl wurde nun aber so oft nachgeahmt, da andere Damen die Erfinderin noch zu übertreffen trachteten, daß es bald seinen Reiz verlor. A. Sch.

Der Moltkefelsen auf dem Donnersberg. — In der durch seine so köstlichen Wein spendenden Rebenhügel berühmten bayrischen Pfalz erhebt sich, reich bewaldet, in schöner Wölbung bei Kirchheimbolanden als Wahrzeichen des Landes der Donnersberg. Er ist nur 689 Meter hoch, aber weithin sichtbar. Der Berg, aus Porphyr bestehend, war in germanischer Vorzeit ein heiliger Berg und, wie sein Name verrät, dem Donar geweiht. Von fünf Schluchten getrennt, ziehen sich die von

alten Buchen- und Eichenwäldern bedeckten Hänge des sargförmigen Berges zu der breiten Kuppe empor, die 30 Hektar Weideland umfaßt. Die noch 2 Meter hoch aufgetürmten Steine einer alten Ringmauer erinnern an die vorgeschichtliche Zeit.

Besondere Aufmerksamkeit erregt der sogenannte Königs-



Der Moltkefelsen auf dem Donnersberg.

stuhl, ein Fels von etwa 5 Meter Höhe und 13 bis 16 Meter Breite, auf dem die fränkischen Könige zuweilen Recht gesprochen und auch die Grafen des Wormsgaues Gericht gehalten haben sollen. Eine noch schönere und weitere Aussicht in die weite fruchtbare Rheinpfalz als von hier hat man von der Stelle, wo sich am Bergesrand zwei Felsgruppen gegenüberliegen, die jetzt durch einen kühnen eisernen Bogen verbunden sind, auf dessen Mitte der deutsche Reichsadler gen Frankreich blickt, während an den Stützen des Bogens rechts und links die Erzstatuen von Bismarck und Moltke stehen. Man nennt dieses

Denkmal den Moltkefelsen. An den mächtigen Felswänden sind die Gedenktage des Krieges 1870/71 eingegraben. J. P.

Kampf zwischen Löwe und Pferd. — Unter König Wilhelm III. von England erbat sich ein Menageriebesitzer die Erlaubnis, eines seiner Pferde, das kein Mensch zu bändigen vermochte, mit einem seiner größten Löwen zusammenbringen zu dürfen. Der Monarch gab seine Zustimmung, kam selbst zu der ungemein besuchten Vorstellung, und das Pferd ward auf den umgitterten Kampfplatz geführt. Gleich darauf öffnete man die Tür des Löwenkäfigs, und der Löwe schritt langsam und majestätisch hervor und erhob, als er das Pferd erblickte, ein gewaltiges Gebrüll. Das Pferd stutzte, spitzte die Ohren, seine Mähne hob sich, seine Augen funkelten. Sofort zog es sich in einen Winkel zurück, stellte sich mit den Hinterfüßen gegen den Löwen, sah sich aber ständig nach ihm um und erwartete seinen Angriff. Der Löwe hielt sich länger als eine Minute ganz still, als ob er sich einen Angriffsplan aussinne, dann sprang er plötzlich auf das Pferd los, das ihm einen heftigen Hufschlag gegen die Brust versetzte. Der Löwe taumelte zurück, brüllte zornig auf, schien aber nicht geneigt zu sein, seinen Angriff zu wiederholen. Als er sich jedoch erholt und wie das erste Mal vorbereitet hatte, wagte er einen zweiten Angriff. Das Pferd war in derselben Stellung geblieben und hatte sorgsam jede Bewegung des Löwen beobachtet. Dieser sprang jetzt mit seiner ganzen Kraft und Wucht auf das Pferd los, erhielt aber einen solchen Hufschlag gegen den Unterkiefer, daß dieser zerbrach. Der Kampf war beendet, der Löwe schlich in sein Behältnis zurück und brüllte kläglich.

Das Pferd mußte man schließlich erschießen, da es von nun an auch keinen Menschen mehr an sich herankommen ließ. C. T.

Ein Schmugglerstreich. — Einem eigentümlichen Schmuggel sind vor kurzem die ägyptischen Zollbehörden in Alexandrien auf die Spur gekommen. Schon über ein Jahr lief ein französisches Schiff zwischen Marseille und Alexandrien, das mit anderen Gütern stets auch eine Ladung von mit Kartoffeln gefüllten Säcken mit sich führte. Unter Aufsicht der Zoll-

beamten begann das Schiff auch diesmal seine Ladung zu löschen. Ganz unten im Schiffsraum lagen die Kartoffelsäcke. Der aufsichthabende Zolloffizier war schon dabei, dem Kapitän seine Papiere auszuhändigen, als durch die Unvorsichtigkeit eines Hafenarbeiters einer der Kartoffelsäcke riß und nun seinen Inhalt auf den Kai verstreute. Arbeiter und Matrosen sprangen hinzu, um die Kartoffeln wieder in den rasch geflickten Sack hineinzuschütten, was schnell besorgt war. Nur einige der Früchte blieben unbeachtet liegen. Wie groß war das Erstaunen der Anwesenden, als die angeblichen Kartoffeln zu schmelzen begannen und einen kleinen See brauner Flüssigkeit bildeten. Als man sie einer Untersuchung unterzog, stellte es sich heraus, daß die Kartoffeln täuschend ähnlich aus Wachs hergestellt waren, daß ihr Inneres hohl und mit dem in Ägypten so begehrten, aber auch so hoch versteuerten Haschisch gefüllt war. Es handelte sich um eine Quantität von etwa zweitausend Pfund Haschisch, die auf diese Weise den ägyptischen Zollbehörden in die Hände fiel. O. v. B.

Von der Bürste und den Bürstenbindern. — In einer Geschichte der Schwarzwaldindustrie heißt es: „Die erste wirkliche Bürste wurde durch den Müllerburschen Leodegar, einen Sohn des Todtnauer Müllers Thoma zu Mülhausen i. E., angefertigt, um das Zusammenwischen des Mehles zu erleichtern. Die anderen Müller machten sich diese Erfindung zunutze und ließen sich von Leodegar Bürsten herstellen. Diese waren sehr einfach. Sie bestanden aus einem Holz, in dessen Löchern Schweinsborsten mit Keilen befestigt waren.“ Als der Erfinder infolge eines Sturzes vom Pferde sein Gewerbe aufgeben mußte, kehrte er nach Todtnau zurück und verdiente sich seit 1770 durch Bürstenfabrikation sein Brot. Sein erster größerer Auftrag bestand in fünfzig Pferdebürsten für das österreichische Regiment Benda in Freiburg. Später trat der Sohn Leodegars, Christian Thoma, in das Geschäft ein. Beide entsandten einen Hausierer und ließen die Hölzer zu den Bürsten in den Jahren 1781 bis 1787 durch Balthasar Brender herstellen.

Man kann indessen selbstverständlich der Bürste, diesem

unentbehrlichen Hausgerät, ein weit höheres Alter zuweisen, als jene Lokalgeschichte ihr zugesteht. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hatten die Bürsten freilich meistens die Gestalt großer Borstenpinsel und wurden auch bereits beim Glätten der Haare benützt. 1559 erschien in Frankfurt ein Buch mit dem Titel: „Allgemeiner Schawplatz, Markt und Zusammenkunft aller Professionen, Künsten, Geschäften und Handwerker und so weiter.“ Darin sind auch die Bürstenbinder genannt, und auch Pater Abraham a Santa Clara gibt uns einige Auslassungen über die Bürstenbinder und ihr Handwerk, indem er wörtlich sagt: „Unter allen Tieren wird keins so wild und unsauber gehalten wie die Sau, gleichwohl synd die Bürstenbinder so verständige Leut, daß sie die Bürsten von diesem unsaubren Tiere nehmen, wormit man manchmal alles säubern kann und kann fürwahr weder Haus noch Hausrat sauber syn, wo man der Bürstenbinder Arbeit nicht braucht. Aber willkommen ihr saubern Bürstenbinder. Ihr tut andere säubern und bleibt selbst unsauber, das Sprichwort ist schon drei Meilen weit hinter Babylon bekannt: Er seufft wie ein Bürstenbinder. Ihr macht keine Arbeit lieber als die Kandelbürsten, eure Arbeit nimmt den Staub weg, aber bei euch staubt das Maul nimmermehr, dann es allezeit von Wein oder Bier ist; darum kein Wunder, daß eure Arbeit so liederlich.“

Seitdem die Schwarzwälder Bürstenindustrie aufkam, trat sie mit Erfolg in den Wettbewerb ein. Ihr Absatzgebiet war hauptsächlich die Schweiz und Frankreich. Aber auch nach England, Holland, Rußland, selbst nach Amerika brachten die Schwarzwälder ihre Waren. Später ließ die Regierung in der Herstellung von Pinseln und Bürsten Unterricht erteilen. Die Bürsten wurden hergestellt aus gekämmten, gesottenen und gefärbten Borsten oder aus dem sogenannten Bürstenmoos, das im östlichen Schwarzwald gewonnen wurde. Letzteres wurde später durch das Produkt der Piassavapalme ersetzt. Nach Trinkles Angaben wurden im Jahre 1871 im Schwarzwald allein Bürsten im Werte von 900,000 Mark angefertigt und umgesetzt. D. C.

Der Unverstand des Sohnes und die Weisheit des Vaters. — Eine orientalische Sage erzählt folgendes: Ein reicher Mann hatte einen einzigen Sohn. Als der Vater auf dem Totenbette lag, rief er den Sohn zu sich und sagte: „Schau einmal in das Nebenzimmer, mein Sohn. Dort siehst du alle die Schätze, die ich mir in einem langen, arbeitsamen Leben erworben habe. Wenn du fleißig und mäßig bist, kannst du nicht nur selbst davon leben, sondern sie auch deinen Nachkommen hinterlassen. Sie werden sich ständig vermehren. Vergeudest du sie aber, so daß du in Not und Elend gerätst, so wisse, daß ich dort drinnen einen Nagel in die Wand geschlagen habe. Hänge dich lieber an ihm auf, als daß du umhergehst und bettelst!"

Bald darauf starb der Vater. Der Sohn arbeitete nicht, sondern verjubelte das Geld und hatte im Laufe weniger Jahre das ganze Vermögen verpraßt. Als er schließlich nichts mehr besaß, fielen ihm die Worte des Vaters ein: „Ja, der Vater hatte recht," sagte er. „Wenn ich jetzt, wo ich den Wert des Geldes kennen gelernt habe, dieselbe Summe besäße, die er mir hinterließ, würde ich danach streben, das Ererbte zu vermehren, statt es zu vergeuden. Aber was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Habe ich den ersten Wunsch meines Vaters nicht erfüllt, so werde ich also seinen zweiten erfüllen und mich an der Stelle aufhängen, die er mir angewiesen hat, damit ihm in seinem Grabe die Schmach erspart bleibt, daß ich als Bettler durch die Welt ziehe."

Er nahm einen Strick und befestigte ihn an dem Nagel. Aber siehe, der Nagel gab nach, lockerte sich und fiel heraus. In der Wand öffnete sich aber eine Spalte, und Gold, reines glänzendes Gold rollte ihm entgegen.

Drinnen hatte der Vater die Hälfte seines Vermögens verborgen. Er hatte richtig gerechnet. Erst jetzt verstand der Sohn den Wert des Geldes zu schätzen. B. M.

Ein bestrafter Gesandter. — Don Pedro Toletano, unter König Heinrich IV. von Frankreich spanischer Gesandter in Paris, erzählte im Geheimen Kabinettsrate des Königs von Spanien, König Heinrich leide infolge seines übermäßigen Trinkens so stark an Podagra, daß er sich nur noch sehr schwer-

fällig bewegen könne. Dies wurde Heinrich hinterbracht, der sich den Verleumder wohl merkte.

Eines Tages ließ er dem Spanier sagen, er solle am folgenden Morgen um sechs Uhr zu ihm kommen, da verschiedene höchst dringende Sachen verhandelt werden müßten. Der Gesandte erschien und fand den König im großen Audienzsaale seiner wartend. Alsbald begann die Unterredung, welche sich auf eine große Zahl von Dingen bezog. Hierbei ging der König fortwährend im Saale auf und ab. Fünf Stunden dauerte die Unterredung und das Herumwandeln bereits, aber der König war immer noch nicht fertig. Der Spanier konnte sich fast nicht mehr auf den Füßen halten, er versuchte wiederholt, die Unterredung abzubrechen, doch der König fing immer von neuem an. Zuletzt wurde der Gesandte vor Angst und Mattigkeit ganz bleich, kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, und er zitterte so sehr, daß der König, welcher nach wie vor flott herumspazierte, die Audienz abbrach.

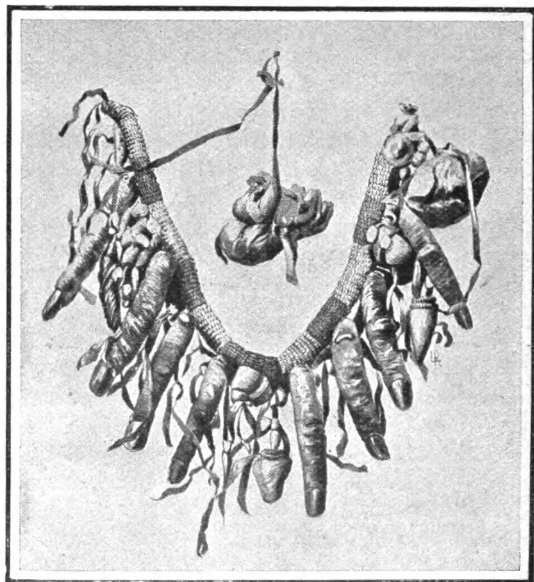
Um zwei Uhr erschien aber schon wieder ein Adjutant bei Don Pedro, welcher ihm eröffnete, der König erwarte ihn wieder zur Audienz. Doch der Gesandte hatte sich bereits zu Bett begeben, hatte keinen Bissen Speise angerührt und ließ den König bitten, ihm die Audienz für heute zu erlassen, denn er sei ganz krank von der Anstrengung vom Vormittage.

Da lachte der König und sagte: „Wenn Don Pedro wieder nach Spanien kommt, wird er mein Zeuge sein, daß das Podagra mich nicht so sehr belästigt, als er beliebt hat zu berichten.“ O. v. B.

Ein Apatschenhalsband. — Im Altertum war es bei den Völkern des Orients eine häufig geübte Sitte, den gefallenen Feinden einen Körperteil, wie die Hand, abzuschneiden, um mit diesen Trophäen nach der Rückkehr aus der Schlacht vor den Volksgenossen zu prunken. Den Türken wurde sogar noch im letzten türkisch-russischen Krieg der Vorwurf gemacht, daß sie den schwerverwundeten und gefallenen Russen die Nasen abschnitten.

Eine ähnliche Verstümmlung war bis in die jüngste Vergangenheit hinein bei den Apatschen, einem Indianerstamm,

üblich, der in den Gebirgstälern des Colorado und Rio Grande del Norte ansässig war, und von hier aus immer von neuem Überfälle auf die Farmen der vordringenden Weißen unternahm. Wer Widerstand leistete, wurde niedergemetzelt. Mehr aber kam es den Apatschen bei diesen Raubzügen darauf an, Gefangene zu machen, um dann später von deren Angehörigen



Ein Halsband aus Fingern und Ohren.

ein hohes Lösegeld herauszupressen. Führten die darüber eingeleiteten Verhandlungen zu keinem Ziel, so wurde den Gefangenen ein Finger oder ein Ohr abgeschnitten als Zeichen, daß nun die Geduld der indianischen Krieger erschöpft sei, und mit diesen der indianische Unterhändler nochmals zu den Weißen gesandt. Gewöhnlich hatte eine solche Mahnung den Erfolg, daß nun sofort das verlangte Lösegeld ausgezahlt wurde.

Die abgeschnittenen Finger und Ohren brachte der Unterhändler zum Häuptling zurück, der sie auf eine Schnur reihte und dann diesen eigenartigen Schmuck als Halsband trug. Nur mit großer Mühe ist es der nordamerikanischen Regierung Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gelungen, die Apatschen in einer Stärke von rund 6500 Köpfen auf den Reservationen von New Mexiko und Arizona anzusiedeln. Th. S.

Die wirksamsten Hausmittel zur Blutstillung. — Das erste und dringendste Verlangen eines jeden, der sich eine Wunde zugezogen hat, ist natürlich die Stillung der Blutung. Deshalb sagt schon Christophorus Wirsung in seinem Arzneibuche vom Jahre 1588: „Es trage sich nun das Verwunden zu, wie es wolle, aus Hauen, Stichen, Geschossen, Gefallen, so ist erstlich vonnöten, das Blut zu stillen.“ Unzählig sind daher die Mittel, welche zu diesem Zwecke von jeher verwandt wurden.

In älteren Zeiten waren namentlich die oft keineswegs unschädlichen Salben gebräuchlich. So lesen wir schon bei Homer, daß dem Ares lindernder Balsam auf die Wunde gelegt wurde.

„Schnell wie die weiße Milch von Feigenlabe gerinnet,
Also schloß sich die Wunde sofort dem tobenden Ares.“

Wenn nun im täglichen Leben, draußen oder in der Häuslichkeit, eine Verwundung vorkommt, so sollten folgende Hinweise Beachtung finden. Zusammenziehung der verletzten Blutgefäße und eine Gerinnung des austretenden Blutes bewirken verschiedene verdünnte Säuren und Alaun. Das letztere ist namentlich bei Barbieren beliebt. Sind sie beim Rasieren ungeschickt gewesen, so wird auf die kleine Schnittwunde ein wenig Alaun getupft, was die Blutung augenblicklich stillt.

Eine andere Klasse von Mitteln bilden mit dem Blute eine teigige, klebrige, kittartige Masse und trocknen dann zu einem Schorfe ein. Dazu gehören Stärkemehl, Kreide, Gips und vor allem Kolophonium, welches sich stets gut bewährt. Man streut diese Stoffe am zweckmäßigsten dick auf ein Wattebäuschchen und bindet sie auf der blutenden Stelle fest.

Ähnlich wirken poröse Körper, welche das Blut in sich auffaugen, an ihrer Oberfläche trocknen und mit der Wunde verkleben. Derartige Mittel sind lose Scharpie, welche aber von ganz sauberer Leinwand sein muß, und Watte. Auch der Feuerschwamm oder trockenes Löschpapier kann im Notfalle von Nutzen sein. Diese Mittel müssen einige Zeitlang mit Druck auf der Wunde festgehalten werden.

Ebenfalls blutstillend wirken kalte Einflüsse. Die Kälte beschleunigt einerseits die Blutgerinnung und reizt anderseits die Gefäße zur Zusammenziehung. In der Häuslichkeit ist es daher das Einfachste und Beste, eine Wunde sogleich unter die Wasserleitung zu halten und längere Zeit hindurch einen energischen kalten Wasserstrahl darüber rieseln zu lassen. Dadurch wird die Wunde gut gereinigt, die Gefäße ziehen sich zusammen, und das Blut steht meist sehr bald. Nachher muß man natürlich noch einen kleinen Schutzverband auflegen. In noch stärkerem Maße kann man die in dieser Beziehung günstige Wirkung der Kälte ausnützen, wenn man sich zur Winterszeit im Freien eine Verwundung zugezogen hat. Man legt dann Eisstückchen auf die Wunde oder bedeckt sie mit dem in einen Schneebeutel verwandelten reinen Taschentuche. Freilich ist Vorsicht nötig, da gar zu lange Einwirkung der Kälte auch Nachteile bringen kann.

Bei schwereren Verwundungen, besonders bei Verletzungen der großen Gefäße, läßt aber die Stillungskraft aller dieser Mittel im Stiche. Und gerade hier ist schnelle Hilfe um so notwendiger, weil bis zur Ankunft des Arztes oft schon eine Verblutung eingetreten ist. Deshalb werden in vielen Samariter-, Sanitäts-, Krieger- und ähnlichen Vereinen Verbandkurse abgehalten, in denen die Mitglieder auch die Kompression großer Gefäße zum Zwecke der Blutstillung erlernen. Wenn bei einer solchen schweren Verletzung kein derartiger Sachverständiger zur Stelle ist, so wende man als ein sehr gutes und augenblicklich wirksames Hilfsmittel den Fingerdruck an. Er wird so ausgeführt, daß man das blutende Gefäß durch starken Fingerdruck gegen seine Unterlage, womöglich gegen den Knochen, verschließt, oder daß man es zwischen den Fingern zusammenpreßt. Die letztere

Art ist nur möglich bei Lappenwunden, bei Wunden der Lippen, Wangen, Ohren. Der Fingerdruck muß natürlich ununterbrochen ausgeübt werden, bis der Arzt kommt. Bei Verletzung der Arme oder Beine müssen diese hoch gelagert werden. Durch schnelle, energische Ausübung dieser Maßnahmen kann man verhängnisvolle Blutverluste verhüten und sogar Menschenleben retten. Dr. Th.

Ein kleiner großer und ein großer kleiner Mann. — Lord Roberts, der bekannte englische Heerführer, befand sich einmal in einem Londoner Klub mit mehreren Fremden zusammen, die dort erst eingeführt wurden. Einer unter ihnen war ein auffallend hochgewachsener Mann, der sich als Witzbold aufspielte und es mehrfach erreichte, die Anwesenden auf Kosten des einen oder des anderen von ihnen zum Lachen zu bringen. Das versuchte er auch, als er dem berühmten General vorgestellt wurde, der sich, da er von ziemlich dürftigem Wuchs, gegen ihn ausnahm wie ein Zwerg gegen einen Riesen. Indem er eine Hand schattend an die Augen legte, die andere aber zu einem Teleskop rundete, wie wenn er das winzige Männchen nur unter Zuhilfenahme künstlicher Mittel erblicken könne, sagte er mit weithin schallender Stimme: „Gehört habe ich schon oft von Ihnen, Sir, aber sehen kann ich Sie noch nicht!"

Gleichmütig gab ihm Lord Roberts zum unbeschreiblichen Vergnügen seiner Freunde die Erwiderung: „Mit Ihnen ist mir's umgekehrt ergangen. Sehen kann ich Sie gut, aber gehört habe ich noch nie etwas von Ihnen." C. D.

Der Reifrock ist durchaus nicht, wie man zumeist annimmt, erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Schon weit früher hat diese Modetorheit das Aufsehen der Mitwelt erregt, wenigstens findet sich in einer Chronik des Magisters Christophorus Rotbart aus dem Jahre 1620 folgende Stelle, in welcher der Schreiber seiner gerechten Entrüstung über die unkleidsame Mode mit beredten Worten Luft macht. Er schreibt da unter der Überschrift: „Eisen oder Bügel um den Leib" folgendes: „Darunter gehöret auch diese abscheuliche Leichtfertigkeit, mit den großen dicken Eisen oder Bügel, so die

vom Adel und andere umb den Leib tragen, daß die Kleider darüber hangen, als wann ein Wein- oder Bierfaß darunter bedeckt werde. Ja, ich weiß es eigentlich, daß Jungfrauen vom Adel rechte Mannskleider darunter verborgen gehabt, und wenn es denn auff den Abend kommpt, so werffen sie den weiten Umbgang mit seinem dicken Eisen hinweg und hüpfen, tantzen und springen gleich den Männern und Gesellen daher. Das lasse mir eine Zucht von adeligen Personen seyn, ein ander mag es loben, ich weiß es nicht zu entschuldigen." O. L.

Der geizigste Volksstamm. — An beiden Ufern der Wjätka wohnt das Volk der Wotjäken, ein Teil der ebenso interessanten als buntscheckigen Uralvölker. Die Wotjäken gehören zu jener Menschenklasse, deren Haupteigenschaft die bekannte Wurzel alles Übels ist — der Geiz. Der Wotjäke würde sich kalten Blutes vor Geiz selber auffressen, wenn das nur ginge.

Ein solcher Wotjäke erscheint eines Tages beim Arzt der nächsten Stadt. „Väterchen," sagte er, „ich habe erfahren, daß du Augen machst. Hier ist meine blinde Frau. Sie könnte noch arbeiten, wenn sie Augen hätte. Kannst du ihr welche machen?"

Der Arzt untersuchte die Kranke und findet, daß eine leichte Operation genügt, das Übel zu beseitigen. Er erklärte ihm, sie wieder sehend machen zu können.

„Schön, was kostet denn bei dir das Augenmachen?" fragte der Wotjäke.

„Kannst du mir zehn Rubel geben?" erwiderte der Arzt.

„Nein, Väterchen, das ist zu viel, nimm sechs Rubel!"

„Gut, ich will mich mit sechs Rubel begnügen."

„Und machst du für sechs Rubel beide Augen?"

„Beide — versteht sich!"

„Gut," erklärt da triumphierend der Wotjäke, „hier hast du drei Rubel, Väterchen, mache ihr nur ein Auge, sie hat an einem Auge auch genug!" O. Th. St.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 935 L